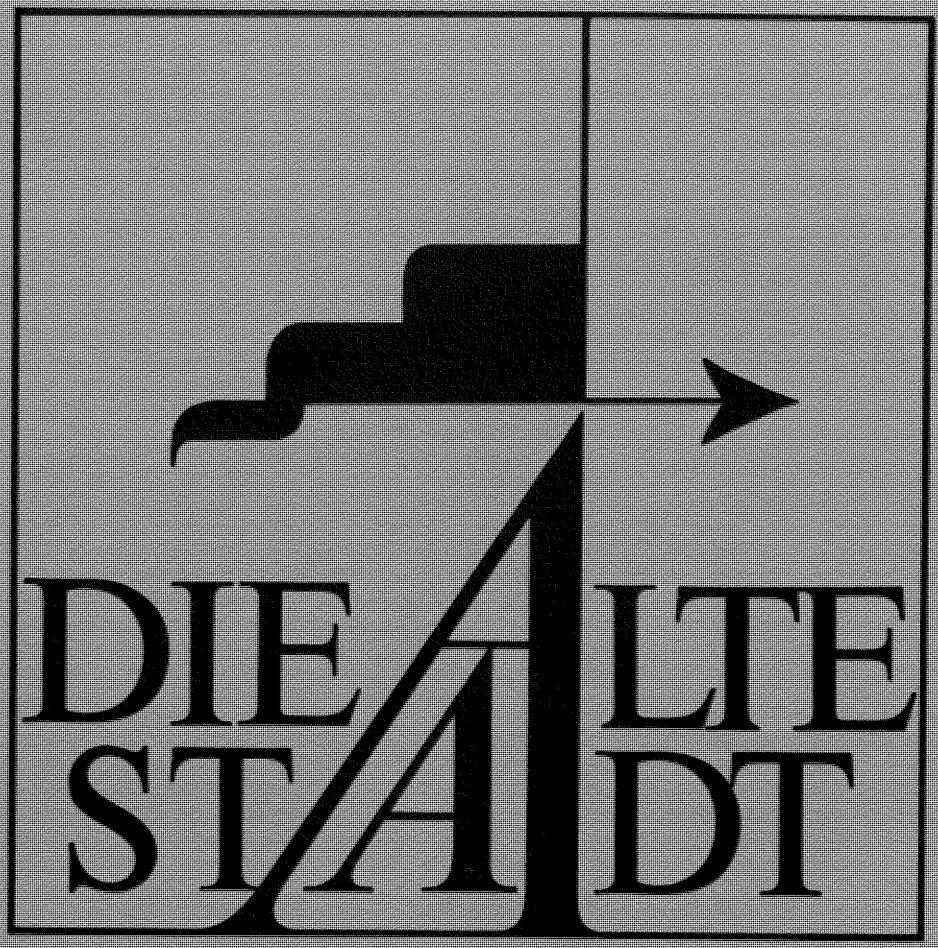


In Verbindung mit Hans Paul Bahrdt, Helmut Böhme, Rudolf Hillebrecht, Eberhard Jäckel und Friedrich Mielke herausgegeben von Otto Borst

Burkhard Hofmeister, Berlin
Der Stadtbegriff des 20. Jahrhunderts

Gerd Albers, München
Über den Rang des Historischen im Städtebau

Andrzej Tomaszewski, Warschau
Denkmalpflege zwischen Ästhetik und Authentizität

Ortmar Strauß, Nördlingen
Altstadtsanierung: zum Beispiel Nördlingen

3/84

Stadtarchiv
Stadt Weiblingen
Archivbücherei

ISSN 0170-9364

DIE ALTE STADT

Die alte Stadt. Vierteljahreszeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie und Denkmalpflege

In Verbindung mit Hans Paul Bahrdt, Helmut Böhme, Rudolf Hillebrecht, Eberhard Jäckel und Friedrich Mielke herausgegeben von Otto Borst

Band 3/1984. Elfter Jahrgang

Stadt Weiblingen
08121

Redaktionskollegium: Professor Dr. Otto Borst, Lehrstuhl für Landesgeschichte am Historischen Institut der Universität Stuttgart, Keplerstraße 17, 7000 Stuttgart 1 (Schriftleitung) – Dr. Hans Joachim Fliedner, Leiter der Volkshochschule und des Stadtarchivs Offenburg, Ritterhaus-Museum, Ritterstraße 10, 7600 Offenburg – Professor Dr. Burkhard Hofmeister, Direktor des Instituts für Geographie an der Technischen Universität Berlin, Budapester Straße 44/46, 1000 Berlin 30 – Professor Dr. Rainer Jooß, Historisches Seminar an der Pädagogischen Hochschule Schwäbisch Gmünd, Oberbettlingerstraße 200, 7070 Schwäbisch Gmünd – Professor Dr. Hermann Korte, Direktor des Instituts für Arbeitssoziologie und Arbeitspolitik der Ruhr-Universität Bochum, Universitätsstraße 120, 4630 Bochum – Architekt Dipl.-Ing. Hellmut Richter, Ministerialrat im Bayerischen Staatsministerium des Innern, Oberste Baubehörde, Karl-Scharnagl-Ring 60, 8000 München 22 – Redaktionslektorat: Frauke Borst, Lipperheidestr. 27C, 8000 München 60 – Rezensionsteil und Redaktionssekretariat: Eduard Theinert, Marktplatz 16, Postfach 269, 7300 Esslingen am Neckar.

Die Zeitschrift erscheint jährlich in Vierteljahresbänden mit einem Gesamtumfang von etwa 390 Seiten. Der Bezugspreis im Abonnement beträgt jährlich DM 104,–; Vorzugspreis für Studierende gegen jährliche Vorlage einer gültigen Studienbescheinigung DM 84,– einschließlich Versandkosten und Mehrwertsteuer; Einzelbezugspreis für den Vierteljahresband DM 28,– einschließlich Mehrwertsteuer und zuzüglich Versandkosten ab Verlagsort. Preisänderungen vorbehalten. Abbestellungen sind nur 6 Wochen vor Jahresende möglich.

Verlag, Vertrieb und Anzeigenverwaltung: W. Kohlhammer GmbH, 7000 Stuttgart 80, Heßbrühlstraße 69, Postfach 800430, Tel. 78631. Verlagsort: Stuttgart. Gesamtherstellung: W. Kohlhammer GmbH, Graphischer Großbetrieb, Stuttgart. Printed in Germany.

Redaktionelle Zuschriften und Besprechungsexemplare werden an die Anschrift der Schriftleitung erbeten: 7300 Esslingen am Neckar, Marktplatz 16, Postfach 269, Tel. (0711) 357670. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, sowie fotomechanische und andere Vervielfältigungen bedürfen der schriftlichen Genehmigung des Verlages.

Verlag W. Kohlhammer Stuttgart Berlin Köln Mainz

Stadt Weiblingen
Archivbücherei

Burkhard Hofmeister

Der Stadtbegriff des 20. Jahrhunderts aus der Sicht der Geographie

I. Einleitung – II. Gründe für das wachsende Dilemma mit dem Stadtbegriff – III. Phasen der deutschen Stadtgeographie und Kriterien für einen geographischen Stadtbegriff – IV. Die Überprüfung der herangezogenen Kriterien – V. Die Quantifizierung der für den Stadtbegriff herangezogenen Kriterien: 1. Ortsgröße, Wanderungsgewinn als wesentlicher Wachstumsfaktor – 2. Das Überwiegen nicht-agrarischer Betätigung – 3. Die Stadt als Verkehrsknotenpunkt – 4. Die Stadt als geschlossener Siedlungs- bzw. Baukörper – 5. Das mit der Ortsgröße wachsende Berufsspektrum – 6. Versorgungszentrum und Bedeutungsüberschuß – 7. Die innere Differenzierung oder Viertelsbildung – 8. Grad der Umweltgestaltung

I. Einleitung

Als Christaller[1] 1933 von »zentralen Orten« und Hesse[2] 1949 von »Gemeindetypen« sprachen, waren sie sicher gut beraten, so schwer faßbar gewordene Begriffe wie »Dorf« und »Stadt« ganz zu umgehen. Dasselbe gilt für die im englischsprachigen Schrifttum vertretene Vorstellung von der Stadt-Land-Dichotomie, die Miner[3] 1957 durch die jüngere Auffassung eines Stadt-Land-Kontinuums (folk-urban continuum) ersetzte und damit bekundete, daß sich in einem Siedlungssystem nicht zwei grundlegend verschiedene Typen gegenüberstehen, sondern daß es sich bestenfalls um Endstücke einer langen Kette mit zahlreichen Zwischengliedern handeln könne. Matzerath[4] äußerte 1974, daß »die Gemeinde als umfassender juristischer Typus zunehmend alle rechtlich relevanten Elemente in sich aufgenommen« habe und »die rechtlich nicht mehr definierbare ›Stadt‹ ... nunmehr in verstärkter Form zum Gegenstand der Sozialwissenschaften werden« müsse. Für die Soziologie argumentierte Friedrichs,[5] die Stadt sei lediglich ein Element der Klasse »Gemeinde« und für die Gesellschaftsanalyse »kein soziologisch abgrenzbarer Objektbe-

[1] *W. Christaller,* Die zentralen Orte in Süddeutschland. Jena 1933.
[2] *P. Hesse,* Grundprobleme der Agrarverfassung, dargestellt am Beispiel der Gemeindetypen und Produktionszonen von Württemberg, Hohenzollern und Baden. Stuttgart 1949.
[3] *H. Miner,* The folk-urban continuum. In: *P. K. Hatt / A. J. Reiss jr.* (Hrsg.), Cities and society. Glencoe 1957, S. 22–34.
[4] *H. Matzerath,* Von der Stadt zur Gemeinde. Zur Entwicklung des rechtlichen Stadtbegriffs im 19. und 20. Jahrhundert. In: Archiv für Kommunalwiss. 1974, S. 44f.
[5] *J. Friedrichs,* Stadtanalyse. Soziale und räumliche Organisation der Gesellschaft. Reinbek 1977, S. 17.

reich«, sondern »ein Anwendungsbereich von allgemeinen Erklärungen (= generellen Theorien) für Sachverhalte, die sich u. a. in der Stadt nachweisen lassen«. Man solle daher besser auf eine Stadtdefinition verzichten und könne sich in der praktischen Arbeit auf die administrativen Grenzen und statistisch festgelegten Größen der Gemeinden beziehen.

Wir wissen, daß weder die Stadtsoziologie noch die Stadtgeschichte, die Stadtökonomie, die Städtestatistik, die Stadtgeographie umhinkamen, immer wieder neue Begriffe sowohl für verschiedenartige Erscheinungsformen als auch für einzelne Teilbereiche des so komplexen Gebildes Stadt zu prägen, Begriffe wie Agglomeration, Ballungsraum, Gruppengroßstadt, Kernstadt, Metropole, Stadtrandzone, Stadtregion, Verstädterungsgebiet, Weltstadt. Aber selbst wenn man auf diese Weise den ganz allgemeinen Begriff »Stadt« auf einzelne Facetten einzuengen versuchte, zeigte sich, daß man der Realität nur schwer gerecht werden konnte, sich auch die Objekte im Laufe der Zeit veränderten, so daß z. B. an einem Begriff wie dem der Weltstadt, um den sich zunächst Schultze[6] und Boesler,[7] dann Stewig[8] bemühten, sehr bald schon Korrekturen angebracht werden mußten. Insbesondere versuchte man, im Gegensatz zur Stadt innerhalb ihrer administrativen Grenzen, die ja im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts immer stärker ein Zufallsprodukt der mehr oder weniger umfangreichen Eingemeindungen geworden war, zu den eigentlichen, d. h. von der Bebauung, den Nutzungen, der Berufszugehörigkeit und dem Lebensstil der Bewohner her gesehen, städtischen Räumen zu gelangen. So entstanden, allerdings nach unterschiedlichen Kriterien abgegrenzt, in der Bundesrepublik Deutschland das Konzept der Stadtregion, in Frankreich das der agglomération, in Großbritannien das der conurbation, in USA die der urbanized area und der Standard Metropolitan Statistical Area. Was hat es mit all diesen Begriffsbildungen auf sich? Warum schien der Begriff Stadt so offensichtlich unzulänglich geworden zu sein?

II. Gründe für das wachsende Dilemma mit dem Stadtbegriff

Es lassen sich hierfür zumindest drei Ursachen anführen:

1. Die sehr rasche Veränderung des Objekts,
2. die fast unüberschaubar gewordene Differenziertheit des Objekts,
3. die damit verbundenen ebenfalls veränderten und immer neu hinzugekommenen Sichtweisen bzw. Arbeitsrichtungen bei der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Objekt.

[6] *J. H. Schultze,* Zum Problem der Weltstadt. Festschrift zum 32. Deutschen Geographentag Berlin 1959. Berlin 1959.

[7] *K.-A. Boesler,* Die städtischen Funktionen (Abhandlungen des Geogr. Inst. d. Freien Univ. Berlin Bd. 6). Berlin 1960.

[8] *R. Stewig,* Byzanz – Konstantinopel – Istanbul. Ein Beitrag zum Weltstadtproblem (Schr. d. Geogr. Inst. d. Univ. Kiel Bd. 22, H. 2). Kiel 1964.

Zur Veränderung des Objekts stellte schon Blaschke[9] 1968 fest, daß der Stadtbegriff seinen wesentlichen Inhalt aus den Gegebenheiten vor 800 Jahren erhielt. Nun haben sich Stadt und Gesellschaft vor allem in jüngerer Zeit, in Europa insbesondere seit der Industriellen Revolution, in rasantem Tempo verändert. Diese Veränderungen werden aus der folgenden Darstellung ersichtlich (Fig. 1):

Entwicklung der ländlichen und städtischen Bevölkerung 1800 - 2000

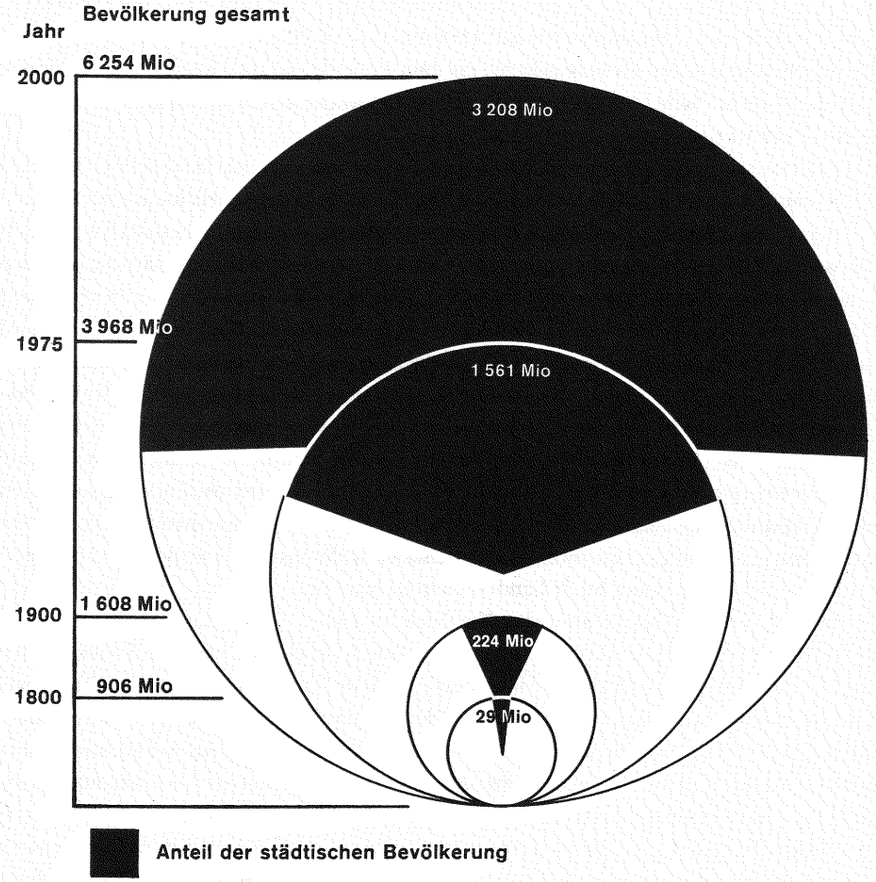


Abb. 1 Quelle für die Daten: Bähr, M.: Bevölkerungsgeographie. 1983.

[9] *K. Blaschke,* Qualität, Quantität und Raumfunktion als Wesensmerkmale der Stadt vom Mittelalter bis zur Gegenwart. In: Jahrbuch f. Regionalgesch. Bd. 3 (1968), S. 34–50.

Wachstum der Weltbevölkerung und Steigerung des Urbanisierungsgrades

Jahr	Weltbevölkerung in Millionen	davon in Städten in Millionen	in %
1800	906	29	3,2
1900	1608	224	13,9
1975	3968	1561	39,3
2000 (geschätzt)	6254	3208	51,3

Quelle: Bähr[10]

Von bescheidenen Ausgangswerten um 1800 hat sich die Stadtbevölkerung im Laufe des 19. Jahrhunderts mehr als vervierfacht, bis zum Ende des 20. Jahrhunderts wird sie sich nochmals vervierfacht, in absoluten Zahlen während der beiden Jahrhunderte mehr als verhundertfacht haben.

Brachten schon die Stadterweiterungen des 19. Jahrhunderts ein beachtliches Flächenwachstum für viele Städte, so lösten sie sich im 20. Jahrhundert gänzlich aus dem Stadium einer mehr linienhaften, von den Wachstumsspitzen des Straßenbahnzeitalters geprägten Entwicklung. Es kam zu der stark flächenkonsumierenden Suburbanisierung, zu den Ansätzen von endlos scheinenden Städtebändern, wie wir sie unter der Bezeichnung Megalopolis an der Atlantikküste der USA zwischen Boston und Washington (»Boswash«) oder als Goldcoast an der Pazifikküste Australiens zwischen Brisbane und der Grenze Queensland/New South Wales finden. Die Größe und funktionale Bedeutung der regionalen shopping centers der US-amerikanischen Metropolen führte im Verein mit dem Niedergang der City als der zuvor alles beherrschenden Stadtmitte zu einer Atomisierung dieser Stadtregionen und damit zu einer Auflösung der herkömmlichen Stadtstrukturen in eine Vielzahl nebeneinander existierender und nurmehr locker miteinander verbundener Siedlungszellen. Auf ein von vornherein unscharfes Siedlungsmuster ist das von Moewes[11] verfochtene Konzept eines Stadt-Land-Verbundes angelegt.

Zweitens ist das Objekt Stadt im Vergleich zu früher, selbst noch zu der Zeit vor hundert Jahren, sehr viel differenzierter geworden dadurch, daß manche Städte an den angesprochenen Prozessen in extremem Maße, andere wiederum überhaupt nicht teilhatten. Die dadurch entstandene Bandbreite reicht von einer Siedlung wie der schwarzwälder Zwergstadt Zavelstein mit weniger als 500 Einwohnern bis zur Agglomeration Tokio-Yokohama mit über 17 Millionen. Zwecks besserer Übersicht hat man sich mit einer Reihe von Termini zu behelfen versucht wie Zwergstadt, Landstadt, Kleinstadt, Mittelstadt, Großstadt, Weltstadt. Mit diesen Kategorien werden zunächst rein statistische Größenordnungen erfaßt. Mit ihnen verbinden sich jedoch weiterreichende Vorstellungen von einer

[10] *J. Bähr*, Bevölkerungsgeographie (UTB 1949). Stuttgart 1983.

[11] *W. Moewes*, Grundfragen der Lebensraumgestaltung. Raum und Mensch, Prognose, »offene« Planung und Leitbild. Berlin – New York 1980.

jeweils andersgearteten Funktionsausstattung und Struktur. So hat Grötzbach[12] nachgewiesen, daß im allgemeinen mit einer zunehmenden Größenordnung auch der Grad der inneren Differenzierung der Siedlungen wächst. Ebenso gewinnen die Siedlungen an funktionaler Bedeutung, die anfänglich nur regional ist, mit wachsender Größe aber mehr überregional und schließlich übernational bis global wird.

Fragt man sich, wie denn eine Siedlung beschaffen sein müßte, mit der sich für das allgemeine Verständnis am ehesten der Begriff Stadt verbindet, so dürfte das eine mittlere Größenordnung etwa zwischen 100000 und 500000 Einwohnern sein. Vermutlich hängt das damit zusammen, daß eine solche Stadt auf der einen Seite im Gegensatz zur Klein- und Mittelstadt bereits das volle Spektrum der inneren Differenzierung mit einer gut ausgebildeten City im Zentrum und den anderen üblicherweise zu erwartenden sozioökonomischen Vierteln wie Cityrandzone, innenstädtische Wohnviertel, Industrieviertel, Bahnhofsviertel etc. aufweist, auf der andern Seite aber noch als ein geschlossener Siedlungskörper überschaubar ist und noch nicht die überdimensionierte Polystruktur der riesigen Agglomeration angenommen hat. Auch ist dieser Größenbereich von der Stadtökonomie her gesehen am günstigsten, da er auf der einen Seite alle erdenklichen Infrastruktureinrichtungen bis hin zu den höchsten kulturellen Einrichtungen auf den Sektoren Kunst und Wissenschaft rechtfertigt, auf der anderen Seite noch nicht die übersteigerten Kosten der Metropole verursacht.

Drittens ist mit Stewig[13] darauf hinzuweisen, daß das sich verändernde Objekt längst auch zu sich verändernden und immer neuen Arbeitsrichtungen u. a. in der Stadtgeographie geführt hat, womit der Stadtbegriff seinerseits Ausweitungen und ebenfalls Veränderungen erfahren hat.

Es sei im folgenden versucht, die disziplingeschichtlichen Phasen in der deutschen Stadtgeographie mit ihren jeweils vorrangigen Fragestellungen und die sich aus diesen ergebenden Kriterien für einen in der heutigen Zeit praktikablen geographischen Stadtbegriff darzulegen.

III. Phasen der deutschen Stadtgeographie und Kriterien für einen geographischen Stadtbegriff

Die früheste Phase der deutschen Stadtgeographie kann mit der Zeitspanne 1880–1905 angesetzt werden. In dieser beziehungswissenschaftlichen Phase, in der die Einflüsse der Natur auf den Menschen allgemein in der Anthropogeographie und die Genese, Lage und Raumwertigkeit der Lage von Siedlungen speziell in der Stadtgeographie im Vordergrund

[12] *E. Grötzbach*, Geographische Untersuchung über die Kleinstadt der Gegenwart in Süddeutschland (Münchn. Geogr. H. 24). Kallmünz – Regensburg 1963.

[13] *R. Stewig*, Die Stadt in Industrie- und Entwicklungsländern (UTB 1247). Paderborn – München – Wien – Zürich 1983.

des Interesses standen, schrieb Friedrich Ratzel[14] als einer ihrer prominentesten Vertreter 1903: »Zu Städten werden solche Zusammendrängungen (von Bevölkerung, d. Vf.) erst, wenn sie eine gewisse Größe überschreiten und wenn sie eben deswegen nicht mehr in der Lage sind, sich unmittelbar von ihrem Boden zu ernähren, wodurch dann die Verkehrswege nötig werden.«

Aus diesen Überlegungen Ratzels lassen sich drei Kriterien für den Stadtbegriff herleiten:

1. Eine Stadt zeichnet sich durch eine gewisse Größe aus. Diese wird weniger durch natürliches Wachstum als vielmehr durch Zuzug von außen bewirkt. Wanderungsgewinn ist ein Kriterium der Stadt und mit ihm das generative Verhalten der Stadtbevölkerung mit dem Trend zu überdurchschnittlichen Anteilen von Einpersonenhaushalten und Kleinfamilien.
2. Eine Stadt ernährt ihre Bewohner kaum vom eigenen Boden, während diese vorwiegend nicht-agrarischen Betätigungen im sekundären, mehr noch im tertiären Wirtschaftssektor nachgehen.
3. Die Notwendigkeit der Versorgung von außen und zum Handel erfordert ein Verkehrsnetz. Ein weiteres Kriterium ist das Zusammentreffen von Verkehrswegen, die sogen. Verkehrsbündelung, die die Stadt zu einem Verkehrsknotenpunkt macht.

Die anschließende morphologische oder physiognomische Phase, u. a. charakterisiert durch den von Schlüter[15] geprägten Begriff »Morphologie der Kulturlandschaft«, ging im Bereich der Stadtgeographie von der beobachtbaren Stadtgestalt aus. In dieser Zeit, die man von etwa 1906 bis 1926 ansetzen kann, arbeiteten die Geographen viel mit Stadtplänen, analysierten Grundriß und Aufriß der Städte, also den Verlauf von Straßen, die Lage von Plätzen, die Bausubstanz nach Größe, Höhe, Form und Baumaterial. Gegen Ende dieser Phase schrieb Dörries[16] 1925, die Stadt sei »eine menschliche Ansiedlung von mehr oder weniger planvoller, geschlossener und um einen meist deutlich erkennbaren Kern gruppierter Ortsform und sehr mannigfaltigem, aus den verschiedensten Formelementen zusammengesetzten Siedlungsgebilde«. Hieraus läßt sich ein weiteres Kriterium für den Stadtbegriff ableiten:

4. Die Stadt ist ein verhältnismäßig kompakter Siedlungs- bzw. Baukörper mit hoher Wohnstätten- und Arbeitsplatzdichte.

Mit Bobeks bahnbrechender Arbeit von 1927 über »Grundfragen der Stadtgeographie«[17] setzte die dritte, die funktionale Phase der Stadtgeographie, ein, in der vor allem nach den dominierenden Wirtschaftsgrundlagen und damit den Tätigkeiten ihrer Einwohner gefragt

[14] *F. Ratzel,* Geographische Lage der großen Städte (Jahrb. d. Gehe-Stiftung). Dresden 1903.
[15] *O. Schlüter,* Über den Grundriß der Städte. In: Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin 1899, S. 446–462.
[16] *H. Dörries,* Die Städte im oberen Leinetal. Göttingen 1925.
[17] *H. Bobek,* Grundfragen der Stadtgeographie. In: Geogr. Anz. 1927, S. 213–224.

wurde. Bobek[18] hob hervor, daß aus der Berufsstatistik auf den städtischen Charakter einer Siedlung geschlossen werden könne, womit ein Merkmal herangezogen wurde, das später Lindauer[19] zu einer Rangordnung der Siedlungen ausgebaut hat. Wir kommen darauf noch zurück. Mit der Bemerkung, daß eine Stadt »den möglichst allseitigen, wirtschaftlichen wie politischen und kulturellen Verkehrsmittelpunkt eines unscharf begrenzten Gebietes darstellt«, das von ihr mit versorgt wird und aus dem sie Benutzer ihrer Einrichtungen anzieht, enthält Bobeks Aufsatz auch schon ansatzweise die Frage nach der Reichweite der Funktionen und damit das 1933 von Christaller[20] vorgestellte Konzept der zentralen Orte und ihres relativen Bedeutungsüberschusses. Insbesondere auf den Sektoren Kunst und Wissenschaft sind die unteren Schwellenwerte der jeweiligen Einwohnerzahl interessant, die derartige, oft aufwendige Einrichtungen tragen kann.

Aus Bobeks Ausführungen lassen sich zwei weitere Kriterien für den Stadtbegriff ableiten:

5. Die Stadt ist eine Siedlung von relativ hohem, mit wachsender Größe zunehmendem Grad der Arbeitsteilung und entsprechend weit gefächertem Berufsspektrum ihrer Einwohner.
6. Die Stadt ist gekennzeichnet durch ihre Marktfunktion und einen mit wachsender Größe zunehmenden Bedeutungsüberschuß ihres Waren- und Dienstleistungsangebots auch für einen außerhalb des Stadtgebiets gelegenen Bereich.

Wenn Bobek dann weiter schreibt, daß der Aufbau der Stadt »eine gewisse Steigerung seiner charakteristischen Merkmale von den Rändern nach dem Mittelpunkt hin erkennen läßt«, so steckt hierin wie auch in seiner nur ein Jahr später erschienenen Monographie über Innsbruck ein früher Ansatz zu einer noch jüngeren Phase stadtgeographischer Forschung, der strukturellen Phase.[21] Vorerst allerdings blieb die Innsbruck-Arbeit ohne deutliche Resonanz. Erst in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Stadtstruktur – oder, wie man auch sagt, das städtische Gefüge, die innere Differenzierung, die Viertelsbildung – Gegenstand eingehenderer Untersuchungen. Erst jetzt ging es vorrangig um die Anordnungsmuster städtischer Funktionen oder Nutzungen der Fläche bzw. Gebäude und die hinter diesen stehenden Kräfte und Prozesse.

In einer jüngsten Entwicklung während der 1970er Jahre ging diese Erforschung der Stadtstruktur immer stärker in die sozialgeographische Richtung auf die Frage der intraurbanen Disparitäten hinaus, die Verbreitung von Randgruppen der Gesellschaft, Kriminalität, Unsicherheit, aber auch Versorgungsschwierigkeiten, Belastungen der Stadtbewohner verschiedener Stadtteile durch Emissionen, Verkehrs- und Industrielärm etc.

[18] ebda.
[19] *G. Lindauer,* Beiträge zur Erfassung der Verstädterung in ländlichen Räumen (Stuttgarter Geogr. Stud. Bd. 80). Stuttgart 1970.
[20] *W. Christaller,* Zentrale Orte (s. A 1).
[21] *H. Bobek,* Grundfragen (s. A 17); *ders.,* Innsbruck. Eine Gebirgsstadt, ihr Lebensraum und ihre Erscheinung (Forschungen z. dt. Landes- u. Volkskde. Bd. 25). Stuttgart 1928.

Aus diesen Fragestellungen lassen sich schließlich noch zwei Kriterien für den geographischen Stadtbegriff ableiten:

7. Die Stadt ist ein Siedlungskörper von hohem und mit wachsender Größe zunehmendem Grad der inneren Differenzierung.
8. Die Stadt ist ein Kulturlandschaftselement von hohem Maße künstlicher Umweltgestaltung und mit meist starker Umweltbelastung ihrer Menschen.

Ziehen wir aus dem Gesagten das Fazit, so erhalten wir eine recht umfassende Definition der Stadt, die sich aus Merkmalen des Siedlungskörpers, seiner Funktionen bzw. der Tätigkeiten seiner Bewohner, der Nutzungen der Fläche sowie seiner Verflechtungen nach außen zusammensetzt. Eine solche Definition lautet etwa folgendermaßen: Die Stadt des 20. Jahrhunderts ist

- ein kompakter Siedlungskörper von hoher Wohn- und Arbeitsplatzdichte,
- mit vor allem durch Wanderungsgewinn wachsender Bevölkerung,
- mit breitem Berufsfächer,
- bei überwiegend tertiär- und sekundärwirtschaftlichen Betätigungen,
- mit deutlicher innerer Differenzierung,
- mit relativ hoher Verkehrswertigkeit,
- mit einem Bedeutungsüberschuß an Waren und Dienstleistungen für einen erweiterten Versorgungsbereich,
- bei weitgehend künstlicher Umweltgestaltung mit deren Folgen für ihre Bevölkerung.

Bei der eingangs erwähnten Vielgestaltigkeit heutiger städtischer Siedlungen kann nicht gefordert werden, daß in jedem Falle alle acht Kriterien voll zutreffen. So gibt es beispielsweise Ausnahmen hinsichtlich der postulierten geringfügigen agrarwirtschaftlichen Betätigung der Stadtbewohner, was in Begriffen wie Ackerbürgerstadt, Agrarstadt, Agrostadt oder Agrogorod zum Ausdruck kommt, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll. Hier ist sicher ein Ermessensspielraum dafür gegeben, wieviele Kriterien mindestens erfüllt sein müssen, damit eine Siedlung als Stadt gelten kann. Auch wäre die Frage zu stellen, ob ein so definierter Stadtbegriff auf andere Kulturräume anwendbar ist, also etwa auf die Stadt im Orient, in Indien, in China, in Lateinamerika. Auch dieser Frage kann hier nicht weiter nachgegangen werden, obwohl gerade sie eine ausgesprochen geographische Frage ist, geht es doch dabei um regionale Gleichartigkeiten oder Verschiedenheiten. M. E. sind die in der hier versuchten Definition vereinigten Kriterien so allgemeingültig, daß einer globalen Anwendung nichts im Wege steht.[22]

IV. Die Überprüfung der herangezogenen Kriterien

Wenn in diesem Rahmen auch kein interkultureller Vergleich möglich ist, sollen die herangezogenen Kriterien aber doch einer kurzen Überprüfung anhand zweier anderer

[22] *B. Hofmeister,* Die Stadtstruktur im interkulturellen Vergleich. In: Geogr. Rundsch. 1982, S. 482–488.

Kriterienkataloge unterzogen werden. So führte der britische Archäologe Childe[23] für das vorgeschichtliche Jericho die folgenden sechs Merkmale an, um dessen Eigenschaft als Stadt zu belegen:

1. Eine große Dichte. Sie könnte korreliert werden mit den oben genannten Kriterien Bevölkerungszahl bzw. -wachstum aus Wanderungsgewinn sowie kompakter Baukörper.
2. Vielfältige Bevölkerungszusammensetzung. Diese Eigenschaft korreliert mit dem Kriterium der inneren Differenzierung.
3. Ernährung der Bewohner vom Überschuß des Landes. Hierfür stehen in unserem Katalog die nicht-agrarischen Betätigungen der Stadtbevölkerung.
4. Beschäftigung mit Kunst, Wissenschaft und anderen nicht-produktiven Funktionen. Damit wird die Stadt auch als Innovationszentrum gedeutet, als das sie Schöller interpretiert hat. Hiermit sind die oben genannten Kriterien des stark aufgefächerten Berufsspektrums und der Markt- bzw. Versorgungsfunktion angesprochen.
5. Handelsbeziehungen nach außen. Hiermit wäre das Kriterium der Verkehrsbündelung berührt.
6. Abgaben für Gemeinschaftsaufgaben. Sie stellen das einzige Merkmal dar, das in unserem Kriterienkatalog keine direkte Entsprechung hat.

Andrerseits ist bei Childe keine Entsprechung zu unserm an achter Stelle genannten Kriterium der Umweltgestaltung zu finden.

Ein weiterer Prüfstein dafür, ob die für die obige Definition des Stadtbegriffs gewählten Kriterien als sinnvoll gelten dürfen, kann in den Prozessen gesehen werden, die man unter Verstädterung bzw. Urbanisierung zu subsumieren pflegt und als deren Ergebnis die Stadt aufgefaßt werden kann.[24]

Verstädterung im engeren Sinne wird begriffen als

1. Anteil der in Städten lebenden Bevölkerung,
2. Zahl und Größe der Städte und deren Wachstum,
3. der Pro-Kopf-Flächenkonsum an nicht-agrarischer Fläche,

Urbanisierung im Sinne sich verändernder Lebensweise bedeutet zusätzlich

4. die Wertvorstellungen und Art der Kontakte des Städters,
5. die demographisch-sozialen Eigenheiten der Stadtbevölkerung,
6. die Naturferne des Stadtbewohners, seine Lebensweise in einem weitgehend anthropogenen Raum.

Ziehen wir diese Prozesse zum Vergleich heran, stimmen sie etwa wie folgt mit den Kriterien der oben versuchten Definition des Stadtbegriffs überein:

[23] *G. Childe,* The urban revolution. In: Town Plann. Review 1950, S. 3–17.

[24] *B. Hofmeister,* Urbanisierung. Prozesse – Raum-zeitliche Varianten – Theorien. In: Geogr. u. Schule H. 18, 1982, S. 1–11.

Vergleich der aus den Arbeitsrichtungen der Stadtgeographie und den Merkmalen der Urbanisierung gewonnenen Kriterien für den Stadtbegriff

Arbeitsrichtungen der Stadtgeographie	Kriterien für den Stadtbegriff	Merkmale der Urbanisierung
Beziehungswissenschaftliche Phase (Lage, Lagebewertung)	1. Ortsgröße (Wanderungsgewinn) 2. Nicht-agrare Betätigungen 3. Verkehrsbündelung	Prozentsatz städtischer Bevölkerung Zahl und Größe der Städte
Morphologische Phase (Physiognomie)	4. Geschlossene Ortsform (Baukörper)	Pro-Kopf-Flächenkonsum
Funktionale Phase (Funktionen)	5. Berufsspektrum 6. Markt- bzw. Versorgungsfunktion	Wertvorstellungen und Art der Kontakte Demographisch-soziale Merkmale
Strukturelle Phase (Anordnungsmuster, Prozesse)	7. Innere Differenzierung 8. Umweltgestaltung (und -belastung)	Naturentfremdung (Anthropogener Raum)

Es bleibt noch die Frage nach der möglichen Quantifizierbarkeit der verwendeten Kriterien zu beantworten, eine Forderung, die Friedrichs[25] zufolge in bisherigen Definitionen des Stadtbegriffs unerfüllt geblieben ist.

V. *Die Quantifizierung der für den Stadtbegriff herangezogenen Kriterien*

1. *Ortsgröße, Wanderungsgewinn als wesentlicher Wachstumsfaktor*

Da die reine Bevölkerungszahl für sich genommen wenig aussagekräftig ist, sollte sie immer im Zusammenhang mit der Wachstumsdynamik gesehen werden. Der Wanderungsgewinn ist meßbar über den Prozentsatz der Fremdbürtigen bzw. Ortsbürtigen an der Wohnbevölkerung sowie über die Differenz zwischen natürlichem und wanderungsbedingtem Wachstum. In Berlin lebten z. B. 1840 nicht weniger als 51% Fremdbürtige, 1910 waren es sogar 62,7%, 1946 betrug ihr Anteil immer noch 48,9%; d. h. zwischen der Hälfte und zwei Dritteln der Wohnbevölkerung waren Zugezogene.

Für die im Statistischen Jahrbuch Deutscher Gemeinden erfaßten Städte der Bundesrepublik Deutschland ergab sich 1969 ein Geburtenüberschuß von nur 0,2% im Vergleich zu einem Wanderungsgewinn von 7,7%; die Differenz zwischen beiden Ziffern betrug also zugunsten des von außen bewirkten Wachstums 7,5%. Allerdings gibt es Ausnahmen von

[25] *J. Friedrichs,* Stadtanalyse (s. A 5).

dieser Regel. In einigen lateinamerikanischen Städten hat sich die Bevölkerung infolge starken Zuzugs gerade jüngerer Jahrgänge dahin entwickelt, daß die nun wieder hohen Geburtenziffern stärker als die Zuwanderer zu ihrem gegenwärtigen Wachstum beitragen.[26]

2. *Das Überwiegen nicht-agrarischer Betätigung*

Im Jahre 1970 betrug die Agrarerwerbsquote, also der Anteil der Erwerbstätigen in der Landwirtschaft an der Gesamtzahl der Erwerbstätigen, für das gesamte Bundesgebiet 8,5%. Nach den Angaben im Statistischen Jahrbuch Deutscher Gemeinden errechnete sich diese Quote für die Städte mit mehr als 20000 Einwohnern auf nur 1,03%. Die Differenz zwischen beiden Ziffern macht die sehr geringe Bedeutung der Landwirtschaft in den Stadtgebieten deutlich.

Die Agrarerwerbsquote wurde auch als entscheidendes Merkmal neben dem des Anteils der Tagespendler zur Abgrenzung der deutschen Stadtregionen herangezogen und zunächst für die Kernstadt mit 20%, für die weitere Randzone, d. h. den äußersten Randbereich der gesamten Stadtregion, mit 65% angesetzt. Eine andere Methode wandte Bühn[27] an, der den sogen. L-Quotienten aus der Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe mit über 0,5 ha (× 100) und der Ortsgröße, d. h. der Einwohnerzahl, bildete. Die lediglich im Nebenerwerb von Angehörigen anderer Berufsgruppen geführten Kleinbetriebe sind damit ausgenommen.

3. *Die Stadt als Verkehrsknotenpunkt*

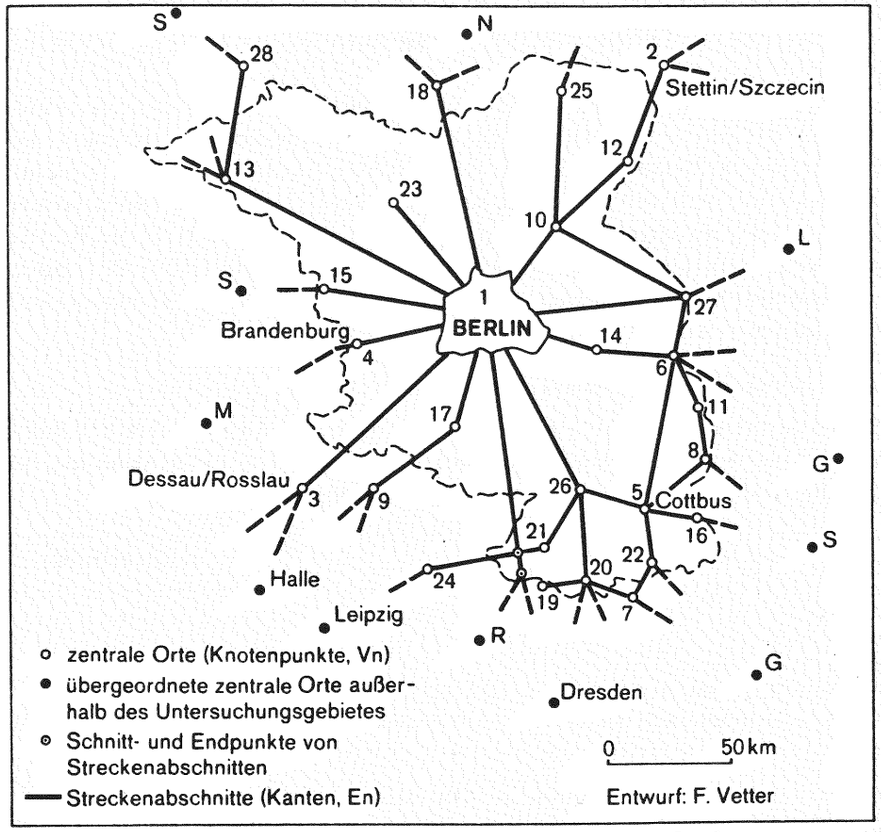
Es gibt einfachere und verfeinerte Methoden der Quantifizierung des Verkehrsfaktors, Boesler[28] stellte die Verkehrswertigkeit eines Ortes mittels eines Punktsystems fest, bei dem die Ausstattung mit Verkehrsverbindungen wie folgt bewertet wurde:

Art der Verkehrswege	Verkehrswertziffer
Autobahn	6
Reichsstraßen	3
Straßen 1. Ordnung	1
Eisenbahn-Hauptlinien (Halteplatz von Schnell- und D-Zügen)	4
Eisenbahnnebenlinien (nicht von Schnell- bzw. D-Zügen befahren)	2

Bei der so entstehenden Rangfolge der Orte kann ein Mindestwert von Punkten als Schwellenwert für städtische Siedlungen angenommen werden.[29]

[26] *B. Hofmeister,* Urbanisierung (s. A 24).
[27] *K. Bühn,* Kleinzentren in Mainfranken (Würzb. Geogr. Arb. H. 40). Würzburg 1974.
[28] *K.-A. Boesler,* Städtische Funktionen (s. A 7).
[29] ebda., S. 37.

Eine verfeinerte Methode stellt die Graphentheorie dar, bei der mittels verschiedener Indices die Knoten und Kanten innerhalb eines Verkehrsnetzes miteinander in Beziehung gesetzt werden. So weist z. B. der Beta-Index das Verhältnis von Kanten und Knotenpunkten aus und stellt so ein Maß für den Grad der Konnektivität oder Verknüpfung dar. Je geringer die Konnektivität, desto stärker ist das Verkehrsnetz auf einen einzigen oder eine geringe Zahl von Knotenpunkten ausgerichtet, die damit eine entsprechend große Bedeutung als Verkehrszentren besitzen. So hat Vetter[30] die überragende Rolle Berlins als Verkehrsknoten innerhalb des brandenburgischen Eisenbahnnetzes anhand solcher Indices dargestellt.



Das Eisenbahn-Netzmodell von W.-Brandenburg

Abb. 2 Wiedergegeben aus DIE ERDE 1974, S. 138, mit freundlicher Genehmigung der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin und des Autors.

[30] *F. Vetter,* Netztheoretische Untersuchungen zur ökonomisch optimalen Linienführung in ausgewählten Eisenbahnteilnetzen Mitteleuropas. In: Die Erde 1974, S. 135–150.

4. Die Stadt als geschlossener Siedlungs- bzw. Baukörper

Dieses ist ein nicht leicht zu quantifizierendes Kriterium, da die Verhältnisse von Land zu Land und selbst innerhalb eines kleineren Gebietes sehr unterschiedlich sind. Als Bemessensgrundlage wurden in erster Linie Bebauungs- und Bevölkerungsdichtwerte herangezogen. Die Bebauungsdichte nimmt mit der Ortsgröße zu. Aufgrund der Daten im Statistischen Jahrbuch Deutscher Gemeinden 1981 wächst der Anteil der Gebäude- und Freifläche (diese umfaßt hausnahe Vorgärten, Hausgärten, Spielplätze und Stellplätze unter 0,2 ha) an der Gemeindegebietsfläche nach Ortsgrößenklassen wie folgt an:

Einwohnerzahl der Gemeinde	Gebäude- und Freifläche in %
10000– 20000	6,3
20000– 50000	9,1
50000– 100000	14,5
100000– 200000	20,0
200000– 500000	23,7
500000–1000000	28,2
1000000 und mehr	36,6

Die auf die jeweilige Gesamtfläche bezogene Bevölkerungsdichte errechnete sich nach dem Zensus von 1951 für England und Wales so:

Gebietskategorie	Einwohner pro Hektar
Greater London	45,3
Städte über 100000 Einwohner	35,5
Städte 50000–100000 Einwohner	21,3
Städte unter 50000 Einwohner	7,5
Ländliche Bezirke*)	0,8

Quelle: Census 1951, nach Roberts/Sunderland[31]
*) Gesamtfläche, nicht nur Ortsfläche

5. Das mit der Ortsgröße wachsende Berufsspektrum

1970 stellte Lindauer[32] eine theoretische Stufenleiter für die bundesdeutschen Siedlungen nach der beruflichen Differenzierung auf der Basis von Berufsklassen auf. Je größer eine Siedlung, desto größer der Anteil der in ihr vorkommenden Berufe an der Gesamtzahl aller auf der Bezugsfläche, d. h. in diesem Falle im gesamten Bundesgebiet, zu findenden Berufe.

[31] *D. F. Roberts / E. Sunderland (Hrsg.),* Genetic variation in Britain. London 1973.
[32] *G. Lindauer,* Beiträge (s. A 19).

Anteil am Gesamt aller Berufsklassen in der BRD absolut	in %	Benennung des Typs
392–436	90,0–100,0	Stadt
301–391	70,0– 89,9	Mittelstadt
261–300	60,0– 69,9	Kleinstadt
215–260	50,0– 59,9	stadtähnliches Dorf
110–214	25,0– 49,9	verstädtertes Dorf
0–109	0,0– 24,9	Dorf

Diesem Berufsspektrum zufolge liegt der Übergang vom Dorf zur Stadt in dem Bereich zwischen 25% und 60% aller Berufe.

6. Versorgungszentrum und Bedeutungsüberschuß

In Anwendung des zentralörtlichen Prinzips von Walter Christaller hat der Zentralausschuß für deutsche Landeskunde eine Rangordnung der Zentren in der Bundesrepublik Deutschland mit vier Haupt- und weiteren drei Zwischenstufen erarbeitet, die aus der folgenden Aufstellung ersichtlich ist.

Normalstufen zentraler Orte in der Bundesrepublik Deutschland (nach Zentralausschuß für deutsche Landeskunde 1966)

Rang	Bezeichnung	Elemente der normalen Ausstattung	Beispielorte
1	Zentraler Ort unterer Stufe	Geschäfte mit Waren des täglichen Bedarfs (Haushalts-, Elektrowaren, Kleintextilien, Wäsche); Handwerke; Kinos, Sparkasse, Apotheke, Ärzte; oft Amtsverwaltung, ländliche Genossenschaft, kleines Krankenhaus	Balve, Sundern (Reg.-Bez. Arnsberg)
2	Zentraler Ort unterer Stufe mit Teilfunktionen der mittleren Stufe	Zusätzlich zu 1: Höhere Schule, Fachkrankenhaus	Landstuhl (Pfalz)
3	Zentraler Ort mittlerer Stufe	Spezialgeschäfte; Spar- und Bankinstitute; Fachärzte, Krankenhaus mit Fachabteilungen; Kreisverwaltung, höhere Schulen, Berufsfachschulen	Uelzen, Mayen, Nördlingen
4	Zentraler Ort mittlerer Stufe mit Teilfunktionen der höheren Stufe	Zusätzlich zu 3: Großwarenhaus; Hochschule	Flensburg, Göttingen

5	Zentraler Ort höherer Stufe	Luxus- und Spezialgeschäfte, Warenhäuser; Sitz höherer Behörden und Wirtschaftsverbände; kulturelle Einrichtungen mit laufenden Veranstaltungen (Ausstellungen, Museen, Theater); Spezialkliniken	Kassel, Münster, Würzburg
6	Zentraler Ort höherer Stufe mit Teilfunktionen der höchsten Stufe	Höchste Funktionen in einzelnen Aufgabenbereichen z. B. als Landeshauptstadt	Bremen, Hannover
7	Zentraler Ort höchster Stufe	Institutionen und Organisationen eines überregionalen Verwaltungs-, Kultur- und Wirtschaftszentrums	Frankfurt/M., Köln, München

Nach Gorki[33] rechtfertigt die Einstufung eines Ortes als Unterzentrum mit Teilfunktionen eines zentralen Ortes mittlerer Stufe die Bezeichnung als Stadt. In der ursprünglichen Skala Christallers, die auch von Klöpper[34] übernommen wurde, würde das dem Amtsort (A) entsprechen.

7. Die innere Differenzierung oder Viertelsbildung

Bühn[35] hat versucht, für die Verwendung des Kriteriums der inneren Differenzierung zur Erfassung der Stadt eine Bemessensgrundlage zu erarbeiten, indem er eine Skala verschiedener Konzentrationsgrade für ein multifunktionales Ortszentrum aufstellte. Demnach besitzt eine Siedlung, die als kleinste Stadt anzusprechen ist, ein Ortszentrum des 2. Konzentrationsgrades, was bedeutet, daß die zur Front der Hauptgeschäftsstraße gehörenden Gebäude zu 50%–80% mit Einrichtungen des Einzelhandels, Ladenhandwerks, Gastgewerbes, Bankwesens und Dienstleistungsfunktionen wie Apotheken, Fahrschulen, Kinos belegt sind.

Es erscheint zumindest zweifelhaft, ob der Umfang öffentlicher Flächen am Gemeindegebiet einen Maßstab für die Abgrenzung städtischer gegenüber nicht-städtischen Siedlungen zu liefern vermag. Eine Berechnung aufgrund von Angaben im Statistischen Jahrbuch Deutscher Gemeinden 1977 bestätigt die These vom ländlich-städtischen Kontinuum insoweit, als sich für die bundesdeutschen Städte nach Durchschnittswerten eine Abstufung wie folgt ergibt:

[33] *F. Gorki,* Städte und »Städte« in der Bundesrepublik Deutschland. Ein Beitrag zur Siedlungsklassifikation. In: Geogr. Zeitschr. 1974, S. 29–52.
[34] *R. Klöpper,* Der geographische Stadtbegriff. In: Geogr. Taschenb. 1956/57, S. 453–461.
[35] *K. Bühn,* Kleinzentren (s. A 27).

Größenklasse (Einwohnerzahl)	Durchschnittlicher Anteil des Gemeindeeigentums an der Gesamtfläche in %
über 500000	33,7
200000–500000	25,1
100000–200000	22,4
50000–100000	18,0
20000– 50000	15,7

8. Grad der Umweltgestaltung

Der Städter lebt in einem weitgehend künstlich geschaffenen Milieu. Durch Abgrabungen, Verfüllungen, Planierungsarbeiten wurden die natürlichen Oberflächenformen mehr oder weniger stark verändert, mit Dränagen, Kanalisierungen der Wasserläufe und Neuschaffung von Kanälen und Hafenbecken die Hydrographie anders gestaltet. Stadtklima, Stadtflora, Stadtfauna deuten auf die Eigenheiten der Geofaktoren Klima, Vegetation und Tierwelt im städtischen Raum hin. Man könnte sich zu ihrer Erfassung verschiedene Bemessungsgrundlagen vorstellen, etwa abweichende Werte des Stadtklimas von denen des umgebenden Landes oder Zahlen über die veränderte Artenzusammensetzung der Flora im Stadtgebiet.

Mit wachsender Siedlungsgröße nimmt der Anteil der Hemerochoren zu, jener Arten, die durch direkte oder indirekte Hilfe des Menschen in das in Frage stehende Gebiet gelangt sind. Nach Falinski[36] ergaben sich um 1970 folgende Anteile synanthropher Gefäßpflanzen in polnischen Siedlungen:

Art (Größe) der Siedlung	Anteile in %
Waldsiedlungen	20–30
Dörfer	30
Kleinstädte	35–40
Mittelstädte	40–50
Großstädte	50–70

Kunick und Sukopp[37] haben einen Versuch unternommen, für Großstädte eine Zonierung des Stadtgebietes nach den Anteilen der Neophyten, also der seit 150 bis 200 Jahren neu aufgetretenen, vom Menschen durch Veränderung der Konkurrenzsituation begünstigten

[36] mitgeteilt bei: *H. Sukopp,* Städte und Industriegebiete. In: *G. Olschowy (Hrsg.),* Natur- und Umweltschutz in der Bundesrepublik Deutschland. Hamburg – Berlin 1978, S. 281–289.

[37] *H. Sukopp / W. Kunick,* Höhere Pflanzen als Bioindikatoren in Verdichtungsräumen. In: Landschaft und Stadt 1976, S. 129–139.

Pflanzen zu schaffen. Ihrer Einteilung zufolge liegen die Neophytenanteile in der geschlossenen bebauten Großstadtzone bei über 18%, in der locker bebauten zwischen 12% und 18%, in der Stadtrandzone zwischen 5% und 12%, im Umland unter 5%.

Es versteht sich von selbst, daß die zur Definition des heutigen geographischen Stadtbegriffs herangezogenen Kriterien mit ihren Schwellenwerten nur zur Erfassung von Stadtfunktionsgemeinden im Sinne Gorkis,[38] nicht von bloßen Stadttitelgemeinden, dienen, wobei letztere zwar den Titel Stadt führen, aber im wissenschaftlichen Sinne des Wortes keine Städte sind.

Anmerkung: Für die Beschaffung von Literatur und die Berechnung einiger Werte für Gemeindegrößenklassen aus zahlreichen Einzeldaten danke ich meinem Mitarbeiter am Institut für Geographie der TU Berlin, Herrn Martin Lenz.

[38] *F. Gorki,* Städte (s. A 33).

Muß man Dichter sein, um die Schätze alter Literatur zu hüten? Das Verhältnis des Künstlers zu den Denkmälern ist kein anderes. Ist derselbe ein klarblickender, gewissenhafter Denkmalpfleger – auch unter Künstlern hat es immer solche gegeben –, so kommt dabei eine zweite Begabung und Geistesrichtung an den Tag, die mit der künstlerischen an sich nichts zu tun hat, ja von ihr hart bedrängt wird. Der Künstler – wenn er wirklich einer ist – braucht die Freiheit, wie der Fisch das Wasser; wie könnte er durch eine Aufgabe geehrt sein, die als erstes die Hingabe seiner Freiheit verlangt? Wenn Restauration, die Erfolg haben wollen, durch ihre Anhänger ihre »Genialität« sich bescheinigen lassen, so kann ich nur sagen: Gott bewahre die Denkmäler vor genialen Restauratoren!

(Aus Georg Gottfried Dehio, Denkmalschutz und Denkmalpflege im neunzehnten Jahrhundert. Rede zur Feier des Geburtstags Sr. Majestät des Kaisers. Straßburg 1903, S. 23)

Gerd Albers

Über den Rang des Historischen im Städtebau*

Vom Rang des Historischen im Städtebau zu sprechen, könnte als ein so anspruchsvolles Unterfangen erscheinen, daß es einem philosophisch distanzierten, kritischen Beobachter der städtebaulichen Entwicklung besser anstünde als einem Praktiker der Stadtplanung, der zu sehr in die Probleme verstrickt ist, als daß von ihm eine gültige Aussage erwartet werden könnte. Das wäre gewiß ein sehr einleuchtender Standpunkt. Wenn ich mich gleichwohl diesem Thema zuwende, so deshalb, weil für das, was in der mehr oder minder rauhen Wirklichkeit der Stadtentwicklung geschieht, nicht die kritische Distanz des Philosophen, sondern die Praxis von Städtebau und Architektur maßgebend ist – und weil deshalb wohl auch eine Betrachtung der Probleme aus dieser Sicht erhellend sein kann.

Eine Auseinandersetzung mit dem Rang des Historischen im Städtebau setzt offenbar das Konzept einer Wertordnung voraus, in der das Element des Historischen einen bestimmten, als ihm angemessen angesehenen Platz einnimmt. Aber Wertvorstellungen sind subjektiv begründet und können nur zu solchen Zeiten Allgemeingültigkeit beanspruchen, in denen es einen breiten intersubjektiven Konsens über ihre Bedeutung gibt. Daß unser Jahrhundert geradezu durch das Fehlen eines solchen Konsenses gekennzeichnet ist, daß wir heute weiter von ihm entfernt scheinen als je zuvor, ist gängige Überzeugung und bedarf hier keiner ausführlichen Dokumentation. Gleichwohl läßt sich ein gewisser Wandel der jeweils vorherrschenden Auffassungen im Laufe dieses Jahrhunderts feststellen, dem nachzugehen schon deshalb sinnvoll ist, weil er den Ansatz zu einer Erklärung der heutigen Situation, zu einer Bestimmung unseres Standortes in der Gegenwart zu bieten vermag.

An den meisten unserer europäischen Städte haben Jahrhunderte formend gewirkt; baufällige oder niedergebrannte Gebäude hat man durch Neubauten mit anderen Stilmerkmalen ersetzt und damit gleichsam neue Schichten aufgetragen – dies aber nicht durchgängig, nicht in allen Stadtbereichen, so daß in der Regel eine Stadt bauliche Zeugnisse verschiedenster Zeitabschnitte nebeneinander aufweist. Es sind nicht nur Stilmerkmale, die solche Schichten unterschieden; hinter ihnen stehen durchweg auch unterschiedliche Lebens- und Wirtschaftsformen, unterschiedliche Gesellschaftsordnungen mit verschiedenartigen Wertsystemen, und so haben wir es in einer alten Stadt heute mit

* Überarbeitete und mit einem Quellenverzeichnis versehene Fassung eines Vortrags, den der Vf. zur Eröffnung der Internationalen Städtetagung »Stadterbe und Stadtzukunft« am Freitag, dem 11. Mai 1984 in Trier gehalten hat.

vielschichtigen Überlagerungen solcher Zeugnisse der jeweiligen Gesellschaftsordnung zu tun. Die Wertordnungen wandeln sich, aber Stadtstruktur und Bauten überdauern diesen Wandel. Manchmal gelten solche Elemente dann einer späteren Generation als Symbole einer überholten, überwundenen, vielleicht auch verabscheuenswerten Zeit und werden beseitigt: nach der Französischen Revolution der Bastille in Paris, nach dem letzten Kriege das Berliner Schloß durch die DDR-Regierung oder die »Ehrentempel« des Dritten Reiches für die Gefallenen des Putsches von 1923 in München. Häufig aber bleiben solche Dokumente auch erhalten, gewinnen Patina, werden anerkannt als Bestandteil des baulichen Erbes und teils museal bewahrt, teils auch mit neuen Inhalten gefüllt – salopp gesagt: umfunktioniert – oder sie werden am Ende ihrer ökonomischen und konstruktiven Lebensdauer durch Neubauten ersetzt. So »entwickelt sich« die Stadt durch die Zeiten hindurch – aber eigentlich sind es ihre Bewohner, die solche Entwicklung verwirklichen. Ihre Wertmaßstäbe, ihre Bedürfnisse prägen die Stadt – und prägen sie um, wenn der Zeitgeist sich wandelt. Man hat die Stadt mit einer »Collage« verglichen – aber sie ähnelt eher einem Palimpsest, einem früher beschrifteten, dann abgekratzten und erneut beschriebenen Pergament.

Bis zur Renaissance, ja bis zum frühen 19. Jahrhundert wurden die Zeugnisse der Vergangenheit in den Städten kaum je um ihrer selbst willen erhalten. Man beließ sie, solange sie nutzbar waren – auch für ganz andere Nutzungen als die ursprüngliche – oder sofern der Abbau mehr zu kosten schien als die Wiederverwendung des Materials oder des Standortes. So sind die Porta Nigra und die Konstantinsbasilika in Trier auf uns gekommen, und so haben sich auch viele andere Bauwerke erhalten. Ähnliches gilt für den Stadtgrundriß; meist hat man sich bietende Gelegenheiten genutzt, ihn veränderten Erfordernissen, neuen Ansprüchen anzupassen. So haben sich – jeweils nach Brandkatastrophen – die Stadtgrundrisse von London 1666, von Göppingen 1782, von Hamburg 1842 weitgehend, ja radikal verändert.

Was nun das einzelne Gebäude von geschichtlicher Bedeutung angeht, so zeigt sich ein neuer Zug im frühen 19. Jahrhundert. Schinkel, Moller, Weinbrenner haben alle ein ausgeprägtes Verhältnis zu den baulichen Zeugnissen der Vergangenheit; die staatliche Institution der Denkmalpflege wird in dieser Zeit geschaffen und entwickelt. Zugleich aber bricht das Industriezeitalter über die Stadt herein, das neue Einflüsse auf Stadt- und Gebäudestruktur, auf die Elemente des Städtebaues mit sich bringt. In den schnell wachsenden Industriestädten schwindet die vorindustrielle Bausubstanz dahin, zwar von manchem romantisch verklärt – wie Spitzweg oder Ludwig Richter –, aber letztlich doch vom Zeitgeist bereitwillig geopfert. Vielleicht war es gerade die Hinwendung des Baustils zum historisierenden Eklektizismus, die gleichsam ein Alibi für die Beseitigung der echten historischen Substanz zu schaffen schien: man baute Ähnliches wie die Vorväter, nur noch perfekter, noch stilreiner in der Ausführung: Viollet le Duc ist der große Protagonist dieser Tendenz. Das 19. Jahrhundert hat in seiner Formensprache aus dem ganzen Arsenal der Baugeschichte geschöpft: die Formenwelt von Jahrhunderten stand zur Verfügung, um den

Aufgaben der Zeit baulichen Ausdruck zu verleihen. Die Auswahl aus den Stilen war aber zunächst kein Akt der Willkür, sondern bestimmt durch das Bemühen, mittels des gewählten Baustils eine Aussage über Aufgabe und Bedeutung des Gebäudes zu machen – eindrucksvoll verdeutlicht durch den heftigen Streit unter den Münchnern darüber, ob für den Neubau ihres Rathauses in den neunziger Jahren der gotische oder nicht vielmehr der Renaissancestil der angemessene sei – den die Hamburger eben um der historischen Assoziationen oder Konnotationen willen etwa um die gleiche Zeit wählten.

Das alles bezieht sich allerdings in erster Linie auf das Einzelbauwerk und nicht auf den Städtebau – bis mit Camillo Sittes Buch »Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen«[1] auch die Straßenführung, die Platzform, der städtebauliche Raum ins Blickfeld kommen. Sitte geht es zwar nicht um die Nachahmung der Alten, wohl aber darum, aus ihren Gestaltungsprinzipien zu lernen – vor allem aus denen des Mittelalters, dessen gestalterischem Reichtum er »Die Motivenarmut moderner Stadtanlagen« gegenüberstellt. Es liegt nahe, aus diesen Bemühungen um die Anwendung historischer Gestaltungselemente auf eine hohe Wertschätzung der Zeit auch für die historischen Gebäude selbst, die Zeugnisse früherer Jahrhunderte zu schließen – aber das träfe nicht zu. Das Holstentor in Lübeck, heute Wahrzeichen der Stadt und Signet des deutschen Städtetages, wurde nur mit einer Stimme Mehrheit vor dem Abbruch bewahrt, und in Nürnberg bedurfte es des Eingriffs des bayerischen Königs, die Städter von dem Abbruch ihrer heute so imagefördernden Stadtmauer abzuhalten. Stübben stellt 1890 bedauernd fest: »Forderungen des Verkehrs, und zwar sehr oft mißverstandene oder anders zu befriedigende, haben leider viele Torbauten noch in unserer Zeit ohne Not in künstlerischer Unkenntnis dem Untergange geweiht.«[2] Noch massiver ist Theodor Fischers Anklage aus dem Jahre 1917: »In den Zeiten des glorreichen Aufschwungs nach dem vorigen französischen Kriege, der uns ein beträchtliches Maß unserer anständigen Kultur gekostet hat, brachte die Verkehrswut es fertig, daß viele unserer alten Städte unwiederbringlich zerstört worden sind, indem die alten Verkehrswege durch die Stadt gewaltsam erbreitert wurden. Spießbürgerlich klein war im Grunde die Gesinnung dieses Aufschwungs.«[3] Ich fürchte, man braucht nur statt des »vorigen französischen Krieges« den Zweiten Weltkrieg einzusetzen und den »glorreichen Aufschwung« durch das »Wirtschaftswunder« zu ersetzen, dann könnte man den Rest stehen lassen – einschließlich der Gesinnung.

So ist das Verhältnis von Architektur und Städtebau im 19. Jahrhundert zum Historischen eigentümlich gebrochen, geprägt durch ein Verständnis, das der folgenden Epoche, der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, vollständig fernlag und infolgedessen ganz abwegig erschien. Um die Jahrhundertwende nun verändert sich das Verhältnis des Zeitgeistes zur Geschichte: in den Reformbewegungen dieser Zeit – Jugendstil, Gartenstadt, Wandervogel, Lebensreform – vollzieht sich eine romantisierende Abwendung von den Maßstäben der Industriegesellschaft, und jetzt wird in Gartenvorstädten und Arbeitersiedlungen das Vorbild der vorindustriellen Kleinstadt oder gar des Dorfes beschworen. Posener hat auf die dahinterstehende Absicht der sozialen Befriedung, des »Wilhelminischen Kompromisses« hingewiesen; zugleich ist es sicher auch ein Versuch, die Stadtentwicklung der Gründerzeit – jetzt als Irrweg und Sündenfall beurteilt – gleichsam zu ignorieren und unmittelbar an die Formenwelt und den Gebäudemaßstab (heute würde man sagen »die heile Welt«) der vorindustriellen Stadt, des Biedermeier anzuknüpfen. Kennzeichnend dafür ist Heinrich Tessenows Schrift »Handwerk und Kleinstadt«.[4] Für diese Tendenz gibt es auch in den zwanziger Jahren noch eine Reihe von Belegen, und es fällt nicht schwer, auch in den Siedlungen des Dritten Reiches einen Sproß vom gleichen Stamme zu erkennen – womit ich diesen Stamm übrigens keineswegs diskreditieren will.

Daneben aber entwickelt sich die moderne Architektur ebenso wie die ihr entsprechenden Prinzipien städtebaulicher Anordnung: der Zeilenbau, das Aufbrechen des Baublocks, die Hinwendung zum freiplastischen Baukörper in meist strenger geometrischer Anordnung. Diese Moderne ist heute in Mißkredit geraten, und sie wird von vielen als überwunden angesehen, für tot erklärt. Zu den vielen Vorwürfen, die ihr gemacht werden, gehört auch der ihrer Geschichtsverachtung, ihrer Geschichtslosigkeit. Indessen richtete die Mißachtung, die Erbitterung der Modernen sich nicht so sehr gegen die Zeugnisse früherer Epochen als vielmehr gegen die Gründerzeit – und in dieser Feindschaft trafen sie sich mit den Konservativen. Gewiß bot für die Modernen – im Gegensatz zu den Konservativen – das vorindustrielle Bauen auch keinen rechten Anknüpfungspunkt: die neue Zeit schien ihnen eine so gründliche Neudurchdenkung der Stadt, der Wohnung, des Bauens zu fordern, daß sie hier überall Neuland sahen.

So könnte man sagen, daß der Konsens in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts dahin ging, das historische Erbe gelten zu lassen, aber in diese Kategorie nur das einzubeziehen, was vor dem 19. Jahrhundert, allenfalls noch in seinem ersten Viertel gebaut worden war, während den später entstandenen Dokumenten baulicher und städtebaulicher Verirrung ein solcher Rang nicht zuerkannt wurde. Dem kritischen Beobachter drängt sich dabei die Parallele zur heutigen Einschätzung der fünfziger und vor allem der sechziger Jahre unseres Jahrhunderts (in der Tat der »zweiten Gründerzeit«) auf, die heute ähnlich verteufelt werden wie damals das späte 19. Jahrhundert. Wer hier weiterdenkt, muß mit der Möglichkeit rechnen, daß diese Bauten in fünfzig Jahren wiederum als geschichtliche Zeugnisse gewertet, vielleicht sogar geschätzt werden könnten. Die Abwertung der jeweils unmittelbar vorangegangenen Zeit ist ja ein stets beobachtbares Phänomen – und es fällt mir nicht einmal allzu schwer, mir vorzustellen, daß ein großer Teil des heute gängigen Formenrepertoires schon bald in Mißkredit geraten könnte. Schwerer fällt mir schon der Gedanke, die Denkmalpfleger könnten einmal das Märkische Viertel in Berlin gegen die

[1] Sitte, Camillo, Der Städte-Bau nach seinen künstlerischen Grundsätzen, Wien 1889.
[2] Stübben, Joseph, Der Städtebau, Darmstadt 1890, S. 405.
[3] Fischer, Theodor, Sechs Vorträge über Stadtbaukunst, München u. Berlin 1922, S. 26.
[4] Tessenow, Heinrich, Handwerk und Kleinstadt, Berlin 1919.

Abrißgelüste fortschrittlicher Stadtplaner als ein wichtiges Dokument der sechziger Jahre verteidigen wollen – aber da mit solcher Begründung gegenwärtig die Erhaltung gründerzeitlicher Hinterhofbebauung gefordert wird, muß man wohl auf einiges gefaßt sein.

Aber das sind Spekulationen über künftige Wertungen; die heutigen jedenfalls messen den historischen Zeugnissen in der Stadt eine große Bedeutung bei, und – was besonders charakteristisch ist – diese Zeugnisse werden erheblich weiter gefaßt als vor zwanzig Jahren. Das hat eine Reihe von Gründen: nicht nur, daß die Bauten des 19. Jahrhunderts gleichsam durch Zeitablauf denkmalwert geworden sind; auch die Kunstgeschichte hat unter dem Einfluß von Sozial- und Wirtschaftsgeschichte ihren Denkmalbegriff hinsichtlich der schutzwürdigen Objekte ausgeweitet. Hinzu kommt mit dem Überdruß an den Formen einer schematisierten und banalisierten Moderne die Skepsis gegenüber dem Wandel, der Veränderung überhaupt, weil das Vertrauen geschwunden ist, daß solche Veränderungen zugleich Verbesserung bedeute. Erhaltende Erneuerung, Stadtumbau, Stadtentwicklung in kleinen Schritten – schon die Begriffe sind Belege für diesen Klimaumschlag in der Planung.

Das mag in vieler Hinsicht eine begrüßenswerte Rückbesinnung auf Qualitäten des überkommenen Baubestandes sein, und man könnte sich an Schinkel erinnert fühlen, der ja nicht nur gesagt hat, man sei nur da wahrhaft lebendig, wo man Neues schaffe, sondern bei dem auch die Worte stehen: »Das Vertrauen, das die Menschheit auf ihre Werke selbst legt, indem sie ihnen einen entschiedenen Wert beilegt und ihre Erhaltung auf lange Zeit erstrebt, hat aber etwas moralisch Hohes und Erhabenes. Dagegen ist die völlige Geringschätzung alles Bestehenden, dem man so bald wie möglich ein anderes an seine Stelle wünscht, dieser Hang und die Beförderung des Wechsels, der endlich für kein Ding die Zeit, es zu erkennen und zu genießen, zuläßt, ein sicheres Zeichen von der Nichtigkeit des Zeitalters und derer, die an der Spitze stehen…«[5] Allerdings gibt es auch negative Begleiterscheinungen dieses Pendelschwunges; sie liegen nicht nur in einer Unbeweglichkeit auch da, wo Veränderung geboten ist, sondern mehr noch in einer bedenklichen Anbiederung der Formensprache an historische Architektur und Stadtgestalt, auf deren Probleme und Gefahren noch einzugehen sein wird.

Aber wo beginnt nun eigentlich das »Historische« in der Stadt? Wir sahen schon, die Grenze verschiebt sich mit dem Zeitablauf: was nicht mehr zeitgenössisch ist, gilt allerdings zunächst als überholt oder gar als Irrweg – und erst nach geraumer Zeit als historisch. In Musils »Mann ohne Eigenschaften« gibt es dazu eine sehr treffende Bemerkung: »Im übrigen kennt man aus allerlei Gründen von keiner gewesenen Zeit so wenig wie von solchen drei bis fünf Jahrzehnten, die zwischen dem eigenen zwanzigsten Jahr und dem zwanzigsten Lebensjahr der Väter liegen. Es kann deshalb nützen, sich auch daran erinnern zu lassen, daß in schlechten Zeiten die schrecklichsten Häuser und Gedichte nach genau ebenso schönen Grundsätzen gemacht werden wie in den besten; daß

[5] Frh. v. Wolzogen, Alfred (Hrsg.), »Aus Schinkels Nachlaß«, Berlin 1863, 3. Bd., S. 371.

alle Leute, die daran beteiligt sind, die Erfolge eines vorangegangenen guten Abschnitts zu zerstören, das Gefühl haben, sie zu verbessern; und daß sich die blutlosen jungen Leute einer solchen Zeit auf ihr junges Blut genau so viel einbilden wie die neuen Leute in allen anderen Zeiten.«[6]

Gegen die unmittelbar vorangegangene Zeit also wird gekämpft; sie kann noch gefährlicher werden. »Historisch« wäre dann das, was die Gegenwart nicht mehr zu beunruhigen oder zu gefährden vermag – aber auch diese Grenze fließt natürlich. Dabei kann es so etwas geben wie eine Rangfolge des Historischen, eine Art »Anciennität«; ein römisches Baudenkmal bedeutet uns mehr als eine Jugendstilvilla, auch wenn sie nebeneinander in der Denkmalliste stehen sollten. Aber in der alten Stadt liegen die historischen Qualitäten nicht nur in den erhaltenen Einzelbauwerken von historischer Bedeutung, sondern auch in der historischen Prägung von Gebäudegruppen, Straßenzügen oder ganzen Stadtquartieren – einer Prägung, die sich nicht nur in den Gebäuden selbst, sondern auch im Maßstab und in der Abfolge von Platz- und Straßenräumen niederschlägt. Sie liegen in vielen Fällen auch im Stadtgrundriß, im strukturellen Gefüge der Stadt, in ihrer Einordnung in die Landschaft oder auch in der Stadtsilhouette.

Alle diese Faktoren tragen nun nicht dazu bei, Geschichte spürbar zu machen, sondern zugleich die Individualität der Stadt hervorzuheben, und hier haben wir zweifellos einen der wichtigsten Beweggründe für die Stärkung des Interesses an der Geschichte: es ist das Bedürfnis nach Identifikation mit einem Ort, der unverwechselbar ist – ein Bedürfnis übrigens, das der Zugereiste mit dem Alteingesessenen zu teilen pflegt. Im eigentümlichen Widerspruch dazu steht die berühmte Utopie des Thomas Morus aus dem frühen 16. Jahrhundert, in der alle 54 Städte der Insel Utopia gleich aussehen: »Wer eine kennt, kennt sie alle«, heißt es dort wörtlich.[7] Unverwechselbarkeit aber besitzt die alte Stadt vor allem durch ihre Geschichte und deren Zeugnisse: sie bieten in reicher Fülle, was geschichtsarme Städte sich an Wahrzeichen – wie etwa Sydney mit seinem markanten Opernhaus – erst mühsam schaffen müssen. Und es ist sicher kein Zufall, daß amerikanische und australische Städte gerade in jüngster Zeit große Anstrengungen zur Sichtbarmachung ihrer Geschichte unternommen haben.

All das darf nicht zu vordergründig gesehen werden, wie es manchmal in farbenprächtigen Prospekten, in werbenden Selbstdarstellungen der Städte erscheint: mit »Stadtbildpflege« allein ist es nicht getan, und sie kann sogar manchmal dem Rang des Historischen unangemessen sein. Es geht nicht um historische Kulissen, um »Inszenierungen«, sondern um tiefere Zusammenhänge. 1947 hat Friedrich Krauss, damals Professor für Baugeschichte an der Technischen Hochschule München, in einem Vortrag über den »Anteil des historischen Bestandes am Charakter einer Stadt« darauf hingewiesen, »daß das Wesen

[6] Musil, Robert, Der Mann ohne Eigenschaften, Reinbek b. Hamburg 1978, 1. Bd., S. 54 f.

[7] Morus, Thomas, De optimo rei publicae statu deque nova insula Utopia, in: Der utopische Staat, Rowohlt Klassiker 1960, S. 50.

einer alten Stadt nicht nur durch den Bestand ihrer historischen Monumente erhalten bleibt, sondern daß diese auch ihre alte Beziehung zum Sinn und Rhythmus des Lebens der Stadt behalten müssen.«[8]

Das ist nun allerdings ein hoher Anspruch, der nicht immer wörtlich zu erfüllen sein wird: wenn ein altes Kloster zum Rathaus, das kurfürstliche Palais zum Sitz der Bezirksregierung, die römische Basilika zur evangelischen Kirche wird, so ist das sicher nicht »ihre alte Beziehung«, – aber ich glaube, mein verehrter Kollege Krauss wäre, lebte er noch, auch mit der Ergänzung einverstanden: »oder eine neue lebendige Beziehung zum Sinn und Rhythmus des Lebens der Stadt erhalten«. Damit kommen wir nun fast zwangsläufig von der Betrachtung des historischen Bestandes in der Stadt zu der Frage, wie denn solchen historischen Werten in der städtebaulichen Entwicklung Rechnung getragen werden könne. Hier wird der Denkmalpfleger sich pflichtgemäß meist für vollständige Bewahrung einsetzen; der Stadtplaner indessen muß die Vielfalt der auf den Städtebau einwirkenden Belange überblicken und muß abwägen, für welchen Weg er sich entscheidet – genauer gesagt: welchen Weg er der politischen Instanz zur Entscheidung empfehlen will.

Dabei sollte man wohl im Auge behalten, daß die Stadtplanung von ihrer Entwicklungsgeschichte her auf Steuerung oder gar Herbeiführung von Veränderungen, nicht aber auf Bewahrung des Bestandes ausgerichtet ist; Bewahrungsaufgaben tauchten früher nur am Rande auf und haben erst im letzten Jahrzehnt erhöhtes Gewicht erhalten. Dementsprechend ist auch das Rechtsinstrumentarium der Planung in erster Linie auf die Durchsetzung von Veränderungen, nicht auf Erhaltung und Bewahrung angelegt; so ist in die Rechtsgrundlage für Sanierungsmaßnahmen, das Städtebauförderungsgesetz, eine auf die Erhaltung wertvoller Bauten gerichtete Bestimmung erst während der Ausschußberatungen eingefügt worden, und erst in der Novelle zum Bundesbaugesetz von 1976 gibt es deutlichere Hinweise auf Erhaltung des Überkommenen, parallel mit der Schaffung gewisser Rechtshandhaben dafür.

Meistens handelt es sich in historisch geprägten Bereichen um drei Hauptziele der Stadtentwicklungspolitik, die miteinander in Einklang gebracht werden müssen:
- die Erhaltung der Substanz: ein denkmalpflegerisch-kulturelles Ziel,
- die Verbesserung der Funktion im Stadtgefüge: ein stadtwirtschaftliches Ziel,
- die Verbesserung der Lebensverhältnisse für die Bewohner: ein sozialpolitisches Ziel.

Kommunalpolitisch sind alle drei Anliegen wichtig: für das Image, für die städtischen Finanzen und für die nächste Kommunalwahl, aber nur selten werden sie harmonisch ineinandergreifen: meist sind Konflikte zu erwarten. Erhaltung der Substanz kann dringend erwünschten funktionellen Anpassungen im Wege stehen, Verbesserung der Funktion kann schwerwiegende Veränderungen von Bausubstanz und Bewohnerschaft auslösen. Die Verbesserung der Lebensverhältnisse führt bereits in sich – auch ohne Kollision

[8] Krauss, Friedrich, Der Anteil des historischen Bestandes am Charakter einer Stadt, München 1948, S. 18.

mit anderen Zielen – häufig zu Problemen: normalerweise schlagen sich die Kosten der Verbesserungsmaßnahmen in Mieterhöhungen nieder, die zur Verdrängung der Bewohner führen und damit dem ursprünglichen Ziel zuwiderlaufen können.

Es wäre einfach, wenn sich eine generelle Rangfolge ergäbe – und für unser Thema ideal, wenn die Substanzerhaltung grundsätzlich den ersten Rang einnähme. Das aber trifft nicht zu; die Konstellation der jeweils zu berücksichtigenden Bedürfnisse ebenso wie das erwartete Verhältnis von Aufwand zu Erfolg ist immer wieder anders, und deshalb ist es stets eine Frage der ortsspezifischen Bewertung, welche Prioritäten gesetzt, welche Kompromisse geschlossen werden sollen.

Betrachten wir nun die Maßstabsebenen, auf denen das Element des Historischen in der Stadt wirksam ist und Berücksichtigung verlangt, so pflegen zunächst die bedeutenden Baudenkmale ins Blickfeld zu kommen, die mit dem Begriff und der Atmosphäre ihrer Stadt verknüpft sind, manchmal geradezu als pars pro toto stehen. In der Tat gehört das prägende Einzelbauwerk zu den augenfälligsten Zeugnissen der Geschichte, und wenn es wirklich bedeutend ist, wenn ihm also hohe künstlerische und dokumentarische Werte zugesprochen werden, ist es im allgemeinen auch nicht bedroht – man wird gleichsam um es herumplanen.

Aber hier, bei der Beziehung eines solchen Gebäudes zu seiner Umgebung, beginnen schon die Probleme. In vielen Städten begegnet uns das einzelne Baudenkmal mehr oder minder isoliert, rings vom Straßenverkehr umspült oder von umgebenden Großbauten maßstäblich erdrückt – Versatzstück auf einer Bühne, auf der längst ein ganz anderes Stück gespielt wird als jenes, zu dem es einst gehörte. Die Metapher läßt sich fortspinnen: man kann das Stück von heute nicht einfach umschreiben und durch ein für die Dekoration passenderes ersetzen, und man kann ebensowenig nur um der Harmonie des Bildes willen neue, pseudohistorische Requisiten anschaffen, wenn für sie sonst kein Bedarf besteht. Aber glücklicherweise gibt es zwischen diesen beiden Extremen doch noch einen gewissen Handlungsspielraum, innerhalb dessen man dem historischen Erbe gerecht werden kann, ohne die Ansprüche der Gegenwart unangemessen zu beschränken. Voraussetzung dafür ist allerdings in der Regel, daß für das Baudenkmal selbst eine Nutzung besteht oder gefunden werden kann, die es in die Lebenszusammenhänge der Gegenwart einzubinden erlaubt; sonst schleicht sich allzuleicht ein Element des Kulissenhaften ein.

Häufig wird die Auffassung vertreten, am besten sei es, alte Gebäude wieder ihrer ursprünglichen Nutzung zuzuführen, aber das ist keineswegs immer zutreffend. Manches mittelalterliche Wohnhaus ist heutigen Ansprüchen an Wohnhygiene und Wohnqualität nicht anzupassen – jedenfalls nicht ohne radikale Eingriffe in die Substanz –, und andererseits gibt es viele alte Wohnbauten, die heute – in einer Zeit, in der Dienstpersonal, das mit im Haus wohnt, ganz unüblich geworden ist – in ihrem Zuschnitt zu opulent sind, als daß sie normalen Wohnzwecken dienen könnten. Es wird also in solchen Fällen darauf ankommen, andere Nutzungen zu finden, die sich dem Gebäude einordnen lassen, und tatsächlich gibt es auch eine Fülle von Beispielen für solche „kreative Umnutzungen", die

der Erhaltung historischer Gebäude dienen. Für solche Fälle läßt sich die gängige These, nach der die Form der Funktion folge, abwandeln – womit sie übrigens keineswegs entkräftet wird –: die Funktion ordnet sich der Form unter, wenn deren Bedeutung dies rechtfertigt.

Dies Problem der Nutzung verschärft sich meist auf der nächsten Maßstabsebene, bei der es nicht mehr um das Einzelgebäude, sondern um den historisch geprägten städtebaulichen Rahmen oder um eine entsprechende Gebäudegruppe geht. Auch hier stehen wir vor den Fragen der Nutzung – Nutzung der Gebäude wie der Außenräume – und des Verhältnisses dieser Nutzung zur früheren Bedeutung und Funktion einer solchen Gebäudegruppe. Noch eines ist zu bedenken: die relative Enge historischer Stadträume, die heute wieder als anheimelnd und ästhetisch reizvoll hoch im Kurse steht, wird mit Nachteilen in der Besonnung und Belichtung der Wohnungen, die Geschlossenheit der Räume häufig auch mit Mängeln in der Grundrißbildung und Orientierung erkauft. Anknüpfung an die Geschichte aber um den Preis schlechter Wohnungen zu suchen, scheint mir unverantwortlich. Deshalb ist gegen Neuplanungen dieser Art einiges Mißtrauen am Platze.

Im Grunde liegen aber die Kernprobleme der Bewahrung von Bauten oder Stadtquartieren bei der strukturellen Planung für die Stadt in ihrer Gesamtheit. Das ist keine ganz neue Einsicht, wie wir einem Text aus der Zeit um 1930 entnehmen: »Es handelt sich nicht allein um den Maßstab der Bauwerke untereinander, sondern darüber hinaus handelt es sich um den Maßstab der Struktur eines Stadtgebildes. Hier erst liegt der eigentliche Kern ihres historischen Wesens. Auch wenn wir die alten Gebäude selber gar nicht antasteten, wir würden ihr Wesen zerstören, wenn wir sie zu Gliedern einer neuen, künstlich aufgeweiteten Struktur machten. Was dem Alten am meisten gefährlich wird, ist der Maßstab einer neuen Zeit.

Der Sinn dieser Erkenntnis ist der: wirklich schützen kann man das Alte nicht, wenn man ihm zumutet, in einer Zeit mit anderem Maßstab die gleichen Funktionen auszuüben, wie in einer Zeit mit weit bescheidenerem Maßstab, in der es entstand. Wirklich schützen kann man es nur, wenn man versteht, die Lebensfunktionen, die das Alte nicht mehr zu leisten vermag, auf neue Glieder des Organismus zu übertragen, die dafür geeignet sind. Man muß die praktische Bedeutung der alten Teile, die man schützen will, in vieler Hinsicht auszuschalten verstehen, und muß sie so umschalten, daß man die zerstörende Kraft des neuen Lebens schonend um das Alte herumführt. Alles das bedeutet eine neue Auffassung der Denkmalpflege. Die Erkenntnis vom wahren Wesen des Städtebaus beginnt ihre langgepflegten Vorstellungen gründlich zu ändern. Ihr wichtigster Teil geschieht heute nicht mehr am Bauwerk selbst, sondern er ist eine Angelegenheit städtebaulicher Disposition geworden und wird indirekt ausgeübt. Umleitung der Lebensströme ist das einzige wirkliche Heilmittel.«[9]

[9] (Schumacher, Fritz et al.) Stadt- und Landesplanung Bremen 1926–1930, Bremen 1931, S. 229 f.

Das hat Hamburgs Oberbaudirektor Fritz Schumacher in seinen Ausführungen zum Generalsiedlungsplan für Bremen gesagt, und hier liegt im Grunde die Problematik aller deutschen Großstädte und der meisten Mittelstädte. Nur in einigen Kleinstädten, vielleicht in einzelnen Mittelstädten wird ein in vorindustrieller Zeit entstandener Stadtkern in seinen Baulichkeiten noch heutigen Ansprüchen gerecht; noch seltener sind die Fälle, in denen die alte Struktur nicht oder wenig verändert bestehenbleiben kann.

Das ist bei Großstädten anders: hier hat die Dynamik der Entwicklung die historische Bausubstanz, von einigen Denkmalen abgesehen, meist schon im vorigen Jahrhundert abgeräumt, und was hier im Krieg zerstört wurde, entstammte dem neunzehnten, manchmal auch schon dem zwanzigsten Jahrhundert. Vorindustrielle Bausubstanz hat sich in Großstädten nur dort im Zusammenhang und in nennenswertem Umfang erhalten können, wo sich der Brennpunkt des städtischen Lebens an eine andere Stelle verlagert hatte. Hier können Konfliktsituationen entstehen: gelegentlich mag man historische Bauten nur dann halten können, wenn man ihnen – wie Schumacher empfiehlt – neue, weniger wichtige Funktionen zuweist, und die Wahl zwischen Bedeutungsverlust oder Substanzverlust kann dann schwerfallen. Aber die Grundüberlegung ist klar: Erhaltung historischer Substanz und Struktur in einer Stadt setzt voraus, daß die städtebauliche Entwicklungskonzeption diesem Ziel Rechnung trägt.

Eine so ausgerichtete Erneuerungsplanung wird also stets zwei Fragen beantworten müssen:

- für welche Nutzung und Funktion eignet sich der historische Bereich auf der Grundlage seiner erhaltenswerten Struktur und Substanz?
- welche Nutzung und Funktion ist für diesen Bereich nach seiner Einordnung in das gesamte Stadtgefüge zweckmäßig und realistisch?

Ein nachhaltiger Erfolg der Stadterneuerung ist nur dann zu erwarten, wenn die Antworten auf beide Fragen miteinander in Einklang gebracht werden können. In jedem Falle wird es das Ziel der Erneuerung sein müssen, dem Bereich wieder eine wirtschaftliche Lebensfähigkeit zu verleihen, die ihn in die Lage versetzt, sich künftig gesund weiterzuentwickeln. Es wird also darauf ankommen, für solche historischen Bereiche eine Funktion zu finden, in der die wirtschaftlichen Erträge weder so dürftig sind, daß sie die weitere Erhaltung nach der Sanierung nicht gewährleisten und damit erneut zum Verfall führen, noch so reichlich, daß wirtschaftliche Dynamik das gerade erreichte Gleichgewicht wieder gefährdet, den zu bewahrenden Maßstab zu sprengen droht. Auf diese Weise kann es gelingen, die historischen Qualitäten eines Quartiers und seine Vertrautheit für den Bewohner weitgehend zu bewahren und ihm zugleich eine sinnvolle Rolle im Stadtganzen zuzuweisen.

Aber auch bei einer solchen erhaltenden Erneuerung wird es Veränderungen an Gebäuden und Straßen geben müssen, und dabei treten häufig schwierige Fragen des Umgangs mit der historischen Bausubstanz auf – von dem Problem ihres vollständigen Ersatzes, bei dem die Echtheit auf der Strecke bleibt, bis hin zu der umstrittenen Möglichkeit der

»Translozierung«, der Versetzung von authentischen Baudenkmalen an nicht-authentische Standorte. Ein puristisches Urteil wird zur Ablehnung jedes derartigen Ansatzes führen; ein liberaleres mag die Translozierung an einen Platz akzeptieren, an dem ein ähnliches – verlorengegangenes – Gebäude gestanden hat: so ist beispielsweise ein für die Stadtatmosphäre wichtiger Straßenabschnitt in Hannover zustandegekommen. Wer hierüber streitet, muß sich darüber klar sein, daß es ein »falsch« oder »richtig« jeweils nur unter bestimmten, nicht objektivierbaren Wertprämissen geben kann – und das gilt in wohl noch höherem Maße für die Gestaltung von Neubauten in historisch geprägter Umgebung.

Damit sind wir bei einer weiteren wichtigen Frage: welche Regeln für die Gestaltung – sowohl des Einzelgebäudes wie des städtebaulichen Rahmens – lassen sich aus dieser neuen Wertschätzung des Historischen ableiten? Zunächst gewiß die Forderung nach Rücksichtnahme auf den Bestand und die ihm zugrundeliegenden Formgesetze; ihre Anerkennung spiegelt sich in der 1976 verabschiedeten Neufassung des § 34 BBauG: anstelle von »Unbedenklichkeit« wird »Einfügung« gefordert. Aber auch »Einfügung« ist in weiten Grenzen interpretierbar: von weitestgehender Anpassung an die alten Gebäude, die auch vor der Kopie nicht unbedingt haltmacht, über eine möglichst unaufdringliche, »zeitlose« Begleitarchitektur bis zu einer Beschränkung auf die Einordnung in Maßstab und Grunddisposition des Bestandes bei deutlicher Betonung heutiger Bauformen in der Einzeldurchbildung. Daß auch hier die Urteile schon unter Zeitgenossen auseinandergehen und sich zudem mit dem Zeitgeist wandeln, wissen wir nur zu gut. Was dem einen Jahrzehnt als spannungsreicher, gelungener Kontrast erscheint, gilt dem nächsten als brutale Mißachtung des historischen Gefüges; was der eine als behutsame Anpassung lobt, schilt der andere eine kraftlose und blutleere Kopie; und was sich einmal als »zeitlos« verstanden hat, verrät sehr bald seine Entstehungszeit nur allzu deutlich. Das kann kaum anders sein; Verständnis und Interpretation der Geschichte wandeln sich: »Was ihr den Geist der Zeiten heißt, das ist im Grund der Herren eigner Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln.«[10]

Aber auch wenn die Zeiten sich auf unterschiedliche Weise bespiegeln, so haben sie doch Anspruch auf Authentizität, auf die Unangefochtenheit, die Unmißverständlichkeit ihrer historischen Aussage. Anders gesagt: wie immer man unter dem Gesichtswinkel der heutigen Architekturdiskussion zu einigen pseudohistorischen Eskapaden der Gegenwartsarchitektur stehen mag – im Hinblick auf die Qualität des geschichtlichen Erbes ist alles das abzulehnen, was darauf angelegt oder dazu angetan ist, den Betrachter über historische Echtheit zu täuschen. Es gibt Sonderfälle wie die Warschauer Altstadt: aber hier ist die Kopie ein Akt nationaler Selbstbestätigung – und kann ja den geschichtsbewußten Betrachter auch gar nicht täuschen, weil er weiß, daß das Original untergegangen ist. Aber für alle gängigen Architekturaufgaben unserer Zeit möchte ich dieser moralischen Forderung den Vorrang einräumen vor der ästhetischen einer störungsfreien Einfügung.

[10] Goethe, Joh. Wolfgang, Faust, 1. Auftritt.

Ein ähnliches Problem gibt es übrigens bei der Wiederherstellung oder Umgestaltung historischer Bauten, und auch hier haben wir es natürlich nicht mit den einfachen Kategorien von falsch und richtig zu tun, sondern mit Werturteilen. Wenn ein Baudenkmal von historischen Zutaten, die sich über Jahrhunderte angesammelt haben, gereinigt, »purifiziert« wird, so kann damit gewiß die bauliche Intention der Gründungszeit, die gebaute Umwelt unserer Vorväter recht genau verdeutlicht werden, und das mag in manchen Fällen seine Berechtigung haben. Aber zugleich wird damit doch auch Geschichte gleichsam negiert, werden die Narben von Jahrhunderten, die sichtbaren Spuren von Zusammenbrüchen und Neuanfängen getilgt. Wenn wir mit Hans Freyer »geschichtliches Denken nicht – oder doch nicht in erster Linie – (darin sehen), das Vergangene zum Bilde zu erwecken, sondern das Gegenwärtige als geschichtlich Gewordenes zu verstehen«,[11] so wird klar, daß man beispielsweise nicht die Alte Pinakothek in München unter Beseitigung des großartig-kargen Neuaufbaues von Döllgast als Klenze-Kopie wieder herrichten kann – moralisch, nicht technisch gemeint.

Auch zu diesem Fragenkomplex sei noch einmal Friedrich Krauss aus dem Jahre 1947 zitiert: »Es ist mehr wert und steigert das historische Bewußtsein in stärkerem Maße, wenn man etwa an einer Hausecke das Modell eines hier verschwundenen Torturmes oder eine Gedenktafel entdeckt, als wenn der ganze Bau in alter Größe und völlig getreu als historische Attrappe wiederaufgebaut an der alten Stelle stünde. Es ist mit dem größten Nachdruck darauf hinzuweisen, daß die Geschichte eine Wirklichkeit ist und ihre Realität respektiert werden muß. Nachdem das Ergebnis jahrzehntelanger Bemühungen bewiesen hat, daß auch das genaueste Studium ein früheres Leben nur erkennen, aber nicht nachvollziehen kann, darf die Erkenntnis von der Unersetzlichkeit des Originals nicht wieder verschleiert werden.«[12]

Blicken wir abschließend zurück auf die Entwicklung des Städtebaues in der Industriegesellschaft, so stellen wir fest, daß sich immer wieder Veränderungen in den Zielen und Konzepten vollzogen haben, die nur teilweise durch gesellschaftliche, wirtschaftliche oder technische Entwicklungen zu erklären sind. Ihnen liegt in der Regel auch ein Wandel der Wertmaßstäbe zugrunde, der seinerseits eine geschichtliche Dimension besitzt. Wenn wir uns das klarmachen, werden wir erkennen müssen, daß die gegenwärtige Hochschätzung des Bestehenden, des Historischen nicht unbedingt von Dauer sein muß und daß sie vor allem gefährdet ist durch Übertreibungen, die zu neuen Pendelschwüngen Anlaß geben könnten. Solche Übertreibungen finden sich vor allem in der gedankenlosen Vermarktung von Nostalgie und »Altstadtlook«, in der Kommerzialisierung einer Talmi-Historie, die den unausweichlichen Überdruß an ihr schon voraussehen läßt. Die Qualität des Historischen in unseren Städten sollte uns zu wertvoll sein für solche Anbiederungen.

[11] Freyer, Hans, Die deutsche Stadt. Geschichte und Gegenwart in: Entwicklungsgesetze der Stadt, Köln – Opladen 1963.

[12] Krauss (s. A 8), S. 42f.

Eine andere Gefahr scheint mir darin zu liegen, daß die amtliche Denkmalpflege unter dem Einfluß der Nostalgiewelle die angemessenen Maßstäbe verkennt; man muß wohl gelegentlich daran erinnern, daß ihre Aufgabe – nach einem Wort des früheren niedersächsischen Landeskonservators Professor Deckert – nicht darin besteht, Altes zu bewahren, sondern Werte zu bewahren. Die Pendelschwünge im Städtebau, von denen ich sprach, sind meist Reaktionen auf enttäuschte Erwartungen, ihrerseits zurückgehend auf überhöhte Hoffnungen, die man an neue Wege und Konzepte geknüpft hatte. Das »Heimweh nach Geschichte«, das sich in der gegenwärtigen Situation so deutlich bemerkbar macht, ist eine solche Reaktion auf die stürmischen Veränderungen der letzten Jahrzehnte, auf den Verlust an gewohnter Umwelt, auf den Überdruß am Neuen, das nicht hielt, was man sich von ihm erhofft hatte. Daß damit eine dauerhafte oder gar endgültige Maxime städtebaulicher Planung gefunden sei, muß man bezweifeln: Geschichte läßt sich nicht festschreiben. Um so wichtiger ist es, die Grundwerte, die in der Bewahrung historischen Erbes, in »erhaltender Erneuerung« liegen, nicht durch Tageseinflüsse überwuchern oder gar kompromittieren zu lassen. Kontinuität und Wandel sind einander ergänzende Wesenszüge der Stadt: nur wenn man auch der Veränderung Raum gibt, wird man Werte bewahren können.

Man kennt bis heute keine einzige Restauration, auch nicht unter den zu ihrer Zeit bewundertsten, die nicht nach zwanzig Jahren den Nimbus sogenannter Echtheit schon wieder verloren gehabt hätte. Unbegreiflich, wie, nachdem eine an Enttäuschungen und Reue übervolle Erfahrung hinter uns liegt, gewisse Zauberer es noch immer zustande bringen, den vertrauensvollen Laien zu suggerieren, sie, sie endlich und ganz gewiß, hätten das große Arcanum gefunden. Es wird nie gefunden werden. Der Geist lebt fort nur in Verwandlungen; in seine abgelegten Schlangenhäute läßt er niemals sich zurückzwingen.

(Aus Georg Gottfried Dehio, Denkmalschutz und Denkmalpflege im neunzehnten Jahrhundert. Rede zur Feier des Geburtstags Sr. Majestät des Kaisers, Straßburg 1903, S. 18 f.)

Andrzej Tomaszewski

Denkmalpflege zwischen »Ästhetik« und Authentizität

1. Die »archäologische Ästhetik« eines Architekturdenkmals – 2. Die »Museums- und Expositions-Ästhetik« eines Baudenkmals – 3. Die moderne Architektur und die Baudenkmäler – 4. Die Theater- und Film-Ästhetik der Baudenkmäler – 5. Folgerungen und Konsequenzen.

Die Denkmalpflege wollte im 19. Jahrhundert perfekt sein. So sind den in diesem Geiste restaurierten Domen und mittelalterlichen Burgen ihre vermeintlich ursprünglichen Formen zurückgegeben und ihre späteren stilistischen Schichtungen entfernt worden. Man ist sogar, wie bei den Domen zu Köln und Prag, vor der Fertigstellung von nur zum Teil errichteten Bauwerken nicht zurückgeschreckt. Der Purismus war eine akzeptierte und von der Denkmalpflege in die Realität umgesetzte Doktrin und nicht zufällig ist Viollet-le-Duc Inhaber des Lehrstuhls für Ästhetik und Kunstgeschichte an der École des Beaux-Arts in Paris gewesen. Die ästhetische Doktrin des Purismus und die mit ihr Hand in Hand gehende Praxis der Denkmalpflege sind von den damaligen Gesellschaften Europas allgemein gutgeheißen und genutzt worden. Die stilistisch einheitlich restaurierten, im neuem Glanz strahlenden, mittelalterlichen Architekturdenkmäler weckten Enthusiasmus, ließen Patriotismus und den Stolz auf die herrliche Vergangenheit aufkommen. Damals wurde noch nicht erkannt, daß dieser Grund zum Stolz der Preis für die an den Denkmälern vollzogene Vergewaltigung war, durch die sie ein für allemal ihre ursprüngliche Authentizität verloren hatten. Erinnert man sich heute an diese Zeiten, nennt man Viollet-le-Duc scherzhaft »Violer-le-Monument«. Dieser Scherz, der dem in seiner Zeit großen Franzosen Unrecht tut, soll darauf hinweisen, daß wir jetzt aus den Erfahrungen seiner Zeit klüger geworden sind. Sind wir es tatsächlich?

Wir besitzen heute eine ausgezeichnete konservatorische Doktrin, die erstmals von dem österreichischen Kunsthistoriker Alois Riegl am Anfang unseres Jahrhunderts formuliert wurde. Ihre derzeit verbindliche Form hat diese Doktrin in der Gestalt der im Jahre 1964 auf dem ICOMOS-Kongreß in Venedig beschlossenen »Internationalen Charta über die Erhaltung und Wiederherstellung von Denkmälern«, der sogenannten »Charta Veneziana«, bekommen. Es handelt sich dabei um eine wissenschaftliche, außerhalb aller ästhetischen Kriterien bleibende Doktrin. Ihr Ziel ist der Schutz und die Erhaltung der authentischen Substanz der Denkmäler für die Zukunft. Sie empfiehlt eine auf wissenschaftlichen Methoden basierende Konservierung der Denkmäler, verwirft dagegen deren Restauration und Rekonstruktion, in denen sie die größte Gefahr erblickt.

Indes übersieht unsere zeitgenössische konservatorische Theorie, die ihre Lanze gegen die Restauration und den Wiederaufbau richtet, andere Gefahren, welche unsere Architekturdenkmäler im Alltag bedrohen. Diese, bislang nicht beim Namen genannten und keiner wissenschaftlichen Analyse unterzogenen Gefahren, sind die in der Praxis herrschenden Grundsätze der Präsentation von Architekturdenkmälern. Sie stimmen nur zum Teil mit der Konservierungstheorie überein, stehen zum anderen Teil im krassen Gegensatz zu ihr und verursachen einen systematischen Verlust der Authentizität der Denkmäler. Und das alles geschieht im Namen der Denkmalpflege, in Anlehnung an das »argumentum ex silentio« der konservatorischen Theorie.

Die Ergebnisse des Wirkens der Konservatoren, der Architekten und der Ingenieure, das die Präsentation der Architekturdenkmäler zum Ziel hat, können wir tagtäglich beobachten. Wir sind uns überhaupt nicht bewußt, daß wir die Baudenkmäler – im Verhältnis zur Zeit ihrer Entstehung – in einem sehr veränderten Zustand sehen. Ist das ihr echtes oder ihr falsches Bild?

Die Architektur hat ihre Beständigkeit stets mit der Veränderlichkeit verknüpft. Der Architekt dagegen hofft beim Errichten eines Bauwerks, daß es über Generationen hin unverändert bleiben möge. Doch er erfährt beim Umbau eines alten Gebäudes oder bei der Veränderung seiner Umgebung die Bitterkeit der Vergänglichkeit und sieht, daß neue Lebensformen unvermeidlich Änderungen im Bereich der Architektur nach sich ziehen. Doch was ein Baumeister nicht vorausahnen kann ist, daß sein Werk in der Zukunft zum Denkmal und als solches zum Gegenstand technischer und ästhetischer Manipulationen wird, deren Zielsetzung nicht die Adaptation an die sich verändernden Formen des täglichen Lebens ist, sondern vor allem die Präsentation des Bauwerks gegenüber der Gesellschaft.

Bis zum Anfang unseres Jahrhunderts war der Mensch von historischen Formen in der Architektur umgeben. Er betrachtete ihre Kontinuität als etwas Normales. Die Explosion der aus dem Bauhaus stammenden modernen, mit der Tradition brechenden Architektur, sowie die durch den Krieg verursachten Zerstörungen historischer Komplexe, riefen in den letzten Jahrzehnten den nostalgischen Wunsch nach einer historischen Umgebung wach, in der eine nationale und kulturelle Identifikation erneut möglich ist. Die Vergangenheit des eigenen Dorfes oder der eigenen Stadt, des Landes oder des Staates erwecken Lokalpatriotismus. Die Kenntnis unserer gemeinsamen europäischen Kultur stärkt das Zugehörigkeitsgefühl zu ihr. Die Vergangenheit fremder Zivilisationen läßt uns den Reichtum der menschlichen Kultur erkennen. Die Bewohner historischer Städte sind auf ihre Denkmäler stolz, möchten sie selbst gern betrachten und möchten sie den anderen in einem möglichst »ästhetischen« Zustand vorzeigen. Das Bestreben, die Denkmäler anderer Länder kennenzulernen hat eine wahre Explosion der »Denkmal-Touristik« hervorgerufen. Beispiele dafür sind die Scharen der Amerikaner, der Japaner – ganz abgesehen von den Deutschen, denen wir an jedem wichtigeren Denkmal begegnen. Die »Denkmal-Touristik« hat jedoch zwei Gesichter. Einerseits ist sie ein Zeichen des Interesses an der Kulturgeschichte, das

geachtet und entwickelt werden sollte, andererseits aber eine Quelle ansehnlicher Einnahmen für die Staaten, für die historischen Städte und »last not least« für viele Geschäftsleute. Das Denkmal erfüllt hierbei die Rolle der Ware, die in einer möglichst attraktiven Gestalt vorgezeigt werden soll, in einer Gestalt, die dem Geschmack des modernen Durchschnittsmenschen entspricht. Was aber sind Geschmack und Bedürfnisse eines Zeitgenossen auf diesem Gebiet? Obwohl keine Umfragen zu diesem Thema durchgeführt worden sind, kann angenommen werden, daß ein Denkmal sich in einem guten und »ästhetischen« Zustand befinden soll und der modernen Gesellschaft zu dienen hat. Dies bedeutet, daß es einer Behandlung unterzogen werden soll, die uns um so besser scheint, je schöner und aufgeputzter das Denkmal aus den Händen der Konservatoren kommt. Dabei ist dem Durchschnittsmenschen die konservatorische Theorie in ihren Einzelheiten nicht bekannt. Er glaubt, daß das, was er betrachtet, das Ergebnis einer vorbildlichen Konservation sei und ist von den Möglichkeiten der zeitgenössischen Denkmalpflege begeistert. Wie oft aber die Grundsätze der Präsentation die Prinzipien der Konservation ersetzen, das weiß er nicht.

Die in vielen Ländern gemachten Beobachtungen führen zu der Folgerung, daß – trotz kleiner lokaler Unterschiede – eine internationale Schule der Präsentation der Architekturdenkmäler existiert, die sich auf ähnliche ästhetische Kriterien stützt und auf ähnliche Weise ihre Möglichkeiten aus der modernen Technik bezieht. Es dürfte sich lohnen zu überlegen, um welche Art von Kriterien es sich hierbei handelt, welche Ursprünge sie haben und in welchem Verhältnis sie zu der konservatorischen Theorie stehen.

In meinen weiteren Erwägungen werde ich bei Benutzung der Termini »Ästhetik« und »ästhetisch« diese immer in Anführungszeichen gebrauchen, denn ich verstehe darunter weder die Ästhetik als einen Bereich der philosophischen Wissenschaften (die sich bislang für das hier besprochene Problem nicht interessiert hat), noch als die von dieser Wissenschaft formulierten Kriterien.

Meiner Überzeugung nach existieren vier Quellen, aus denen die Verfahrensmodelle mit den Architekturdenkmälern zum Zwecke ihrer Präsentation bezogen werden. Das sind:
- die Archäologie,
- das Museums- und Ausstellungswesen,
- die moderne Architektur,
- das Theater und der Film.

Jedes dieser Gebiete hat den Konservatoren und den Architekten eigene »ästhetische« Kriterien suggeriert. Wir wollen sie nacheinander untersuchen.

1. *Die »archäologische Ästhetik« eines Architekturdenkmals*

Eine charakteristische Eigenschaft der Archäologie ist, daß die von ihr freigelegten Objekte in einem unvollständigen oder sogar bruchstückhaften Zustand erhalten sind; oft handelt es sich dabei nur um Ruinen. Das grundlegende Denkmal der Archäologie sind jedoch

nicht die ausgegrabenen Objekte, sondern die Anordnung der Kulturschichten in ihrem vertikalen Querschnitt, der es erlaubt, die chronologisch aufeinander folgenden Schichten des untersuchten Terrains abzulesen. Um die Form eines zerschlagenen Topfes zu rekonstruieren, müssen seine Fragmente mühsam zusammengeklebt und die fehlenden Stücke durch einen neuen Werkstoff ersetzt werden. Von den archäologischen Profilen werden Pausen (Abzüge) zum Nachweis der Chronologie der Veränderungen abgenommen. Archäologische Denkmäler werden nach ihrer Reinigung und Konservation zu Ausstellungsstücken.

Viele Architekturdenkmäler sind in Form von verstreuten Elementen oder durch Mörtel zusammengehaltenen Mauerstücken bis in unsere Zeit erhalten worden. Die klassische Anastylose gestattete es lediglich, die verstreuten Bauelemente senkrecht zusammenzufügen: in Säulen, in Kolonnaden oder in Quadersteinwände. Heutzutage umfaßt dieser Begriff Anastylose immer häufiger auch die Rekonstruktion ganzer Baugruppen, denen man die Form künstlicher Ruinen verleiht. Man bedient sich der in der Archäologie angewandten Rekonstruktionsgrundsätze und ergänzt die echten Fragmente mit neutralem Werkstoff, wobei darauf geachtet wird, daß das Authentische sichtbar von dem neuen Material unterschieden wird. Der Grad der Glaubwürdigkeit einer Rekonstruktion ist von den Proportionen zwischen dem Echten und der Ergänzung abhängig. In Grenzfällen erhalten wir von den Archäologen und den Konservatoren nicht nur ein fragliches, sondern ein von Grund auf falsches Bild eines Bauwerks. Die uns nicht bekannte Ursprungsform wird durch eine »licentia archaeologica« ersetzt.

Meine Beobachtungen lassen sich am besten durch die in der letzten Zeit in Ägypten ausgeführten konservatorischen Arbeiten veranschaulichen: Sie begannen mit Wänden (der Tempel Dakka, der Tempel Es-Sebula), gingen dann über zu Säulen (der Tempel Kalbasch, der Tempel Deir-el-Bahari) und führten schließlich zur teilweisen archäologischen Rekonstruktion ganzer Tempel (der Tempel Seti in Abydos, der Tempel Hatschepsut in Deir-el-Bahari). Es werden ganze Bauwerke errichtet, um darin einige wenige kleine authentische Elemente unterzubringen (die Curia im Forum Romanum, das Königsschloß in Warschau). Und all das spielt sich ab unter dem, von der konservatorischen Theorie akzeptierten Namen der Anastylose.

Das Problem der Anastylose und ihrer zeitgenössischen Auswüchse hängt hauptsächlich mit der Architektur der Antike zusammen. Ihm entspricht in der europäischen Architektur des Mittelalters und der Neuzeit das Problem der Konservierung von Ruinen, von aus Ziegelstein oder mit mörtelgebundenen Quadersteinen errichteten Bauwerken. Sie sind im Laufe der Zeit nicht in einzelne Elemente zerfallen, sondern als komplettes Bauwerk erhalten geblieben.

Die Heimat der modernen Ruinen-Konservierungsschule ist England, das Land der geschorenen Rasenflächen und der Rasen-Tennisplätze. Diese Schule ist mit der »Ästhetik« der grünen, billardtisch-glatten Rasenflächen behaftet. Ohne auf die historische Umgebung des Baudenkmals zu achten – was besonders bei Kirchen von Wichtigkeit ist –

praktiziert man das Prinzip, die bloße Ruine mit der Rasenfläche in Kontrast zu setzen. Die Konservierung der Ruine selbst ist, in der Regel, vorbildlich. Ohne Zugaben und Ergänzungen verbleibt sie in ihrem authentischen Zustand. Diejenigen Elemente des Bauwerk-Grundrisses, die nicht in Gestalt von Mauern überdauert haben, sind auf der Rasenfläche lesbar gemacht (Arce, Castle Priory bei Norwich).

Die Übertragung der Grundsätze der englischen Schule auf den Kontinent hat ebenfalls unerwartete Effekte gezeigt. Die von Archäologen aufgespürten Relikte werden in Form von falschen Mauerwerken aus neuem Werkstoff lesbar gemacht (Aquincum in Buadepest, Bratislava). Bei oberhalb der Erdoberfläche erhaltenen Ruinen werden diese wesentlich überbaut, oft ohne zu zeigen, wo die Grenze zwischen dem echten und dem neuen Mauerwerk verläuft (Ópuszta, Velko Tyrnovo). Parallel zu der Tendenz der »archäologischen Rekonstruktion« der Ruinen entwickelt sich der Trend, die Ruinen in ihrem natürlichen Zustand und in ihrer natürlichen Umgebung zu zeigen (Zsambék in Ungarn, Frauenkirche in Dresden).

Habent sua fata libelli. Und die Baudenkmäler haben sie um so mehr. Selten sind sie aber so sichtbar wie im Falle der Porta Etrusca in Perugia. Für gewöhnlich verwischen spätere Umbauten den ursprünglichen Zustand eines Bauwerks, und die einzelnen Stilschichten auf seinen Mauern werden erst von der Bauforschung ans Tageslicht gebracht. Die Archäologen und die Konservatoren sind »normalerweise« bemüht, alle Wandlungen am Bauwerk zu zeigen, indem sie die entdeckten, älteren Fragmente vom Verputz befreien und die Geschichte des Bauwerks auf diese Weise präsentieren. Ein so behandeltes Bauwerk verliert zwar seine stilistische Einheit, die es bislang besaß und wird zu einem künstlichen archäologischen Präparat. Es gewinnt aber an didaktischen Werten und wird durch die neuen Elemente bereichert. Die sich dafür anbietenden Lösungen sind zahlreich; von den diskreten bis zu den aggressiven. In manchen Fällen wird nur ein einzelnes Fenster oder ein Portal exponiert, wie in dem Bischofspalast auf dem Prager Hradschin oder in der Altstadt von Warschau, manchmal aber auch ganze Reihen alter Fenster bzw. Rundbögen, die in die Fassade neue und ihr fremde Rhythmen einführen (das Münzgebäude in Kutná Hora in Böhmen, das Zisterzienser-Kloster in Mogiła bei Krakau). Hier und da wird ein Einzeldetail oder ein Fragment eines einfachen Mauerwerks vom Putz befreit (ein Kloster in Prag, ein Haus in Buda) oder ganze Wände bzw. Mauerpartien eines stilistisch einheitlichen Gebäudes, um die darunterliegende Stein- oder Ziegelanordnung zu zeigen, obwohl diese immer von Putz verdeckt war (Sopron und Salonna in Ungarn).

Die hier erörterte »archäologische Ästhetik« eines Baudenkmals verbreitet sich immer mehr. Sie läßt sich dort akzeptieren, wo sie der Erhaltung und dem Aufzeigen neuer Werte eines Denkmals dient. Sie hat darin einen eigenen, unbestreitbar wissenschaftlichen Wert. Dort aber, wo sie zum Bau von Pseudo-Denkmälern oder zur Schaffung aggressiver Präparate führt, ist sie unannehmbar.

2. *Die »Museums- und Expositions-Ästhetik« eines Baudenkmals*

Ein Museums-Mitarbeiter wird auf die Frage, was sich in seinem Museum befindet, üblicherweise nicht antworten, daß dort Denkmäler oder Kunstwerke aufbewahrt werden. Er sagt dagegen in der Regel: Exponate. Ein altes Kunstwerk, das in ein Museum gelangt, ist seiner natürlichen Umgebung beraubt und wird zu einem, den Expositions-Gesetzen unterliegenden Objekt. Für dieses Objekt wird ein entsprechender Rahmen oder eine passende Vitrine ausgesucht, es wird vor einem geeigneten Hintergrund aufgestellt und seine von dem Autor vorgesehenen und nicht vorgesehenen formalen und expressiven Werte werden mit Hilfe eines durchdachten Beleuchtungssystems herausgeholt. Jeder Museologe setzt auf seine Weise das Kunstwerk in ein neues Licht.

Die Entwicklung des Museumswesens führte von den großen Ansammlungen von Kunstwerken, wie im Louvre oder den Vatikanischen Museen, wo die dicht aufgestellten Exponate den Bedürfnissen der großen Säle untergeordnet waren, zu Museen, deren Raum entsprechend den Bedürfnissen der Ausstellung gestaltet ist. Das im Dunkeln verbleibende oder ideal neutral gehaltene Innere wird vom Besucher kaum bemerkt. Die Aufmerksamkeit richtet sich auf das Ausstellungsstück, das mit dem modernen Hintergrund oder mit einer Vitrine kontrastiert (das Dahlemer Museum in Berlin, das Römisch-Germanische Museum in Köln). Die Tendenz, die Umgebung den Exponaten unterzuordnen, führt zum Bau von Museumsgebäuden für von vornherein bestimmte Kunstsammlungen (Berlin, Brücke-Museum).

Das Ausstellungswesen profitiert gern von den Erfahrungen des modernen Museumswesens. Große internationale Ausstellungen und Industriemessen haben die Prinzipien der Exposition zu Reklamezwecken perfektioniert. Die Ausstellungshallen werden immer attraktiver und hypermoderner. Industrieprodukte sind wie Skulpturen auf Podeste gestellt, angestrahlt und mit Blumen und Pflanzen dekoriert. Kein Mittel der Expression, das die Aufmerksamkeit des Besuchers auf die ausgestellte Ware lenken könnte, fehlt.

Im Bereich der Präsentation der Baudenkmäler herrschen jetzt immer häufiger ähnliche Kriterien wie im Museums- und Ausstellungswesen. Das Denkmal ist zu einem Exponat geworden, das den Gesetzen des Ausstellungswesens unterliegt.

Die Praxis, Denkmäler ihrer natürlichen Umgebung durch das Abreißen von Bauwerken zu berauben, die als wertlos angesehen werden, reicht in das 19. Jahrhundert zurück. Viollet-le-Duc ist so mit den Häusern um die Pariser Kathedrale Notre-Dame verfahren. Und obwohl heutzutage die künstliche Isolierung von Baudenkmälern nur eine außergewöhnliche Notwendigkeit ist (Berlin, Brandenburger Tor), sind derartige kaum weniger brutale Vorgänge immer noch an der Tagesordnung. Ursache sind nicht politische Gründe, sondern die Entwicklung der Touristik und die Verbreitung des Fotografierens. Ein Denkmal muß von allen Seiten, in seiner »splendid isolation«, zu fotografieren und zu filmen zu sein. Nichts darf den Blick versperren und die Aufmerksamkeit des Besuchers ablenken.

Der natürliche Hintergrund eines Denkmals sind nicht allein die Bauwerke, sondern gleichermaßen auch das Gelände. Die alten Pflaster, Gehwege, Kirchhöfe, bilden einen integralen Teil der Städtischen Landschaft (Pompei, Orlik in Böhmen, Prag, Prestbury in England). Sie werden jetzt aber immer öfters durch eine idealglatte Steinfläche mit graphischen Zeichnungen oder durch einen geschorenen Rasen ersetzt, die an den ebenen Boden einer Vitrine erinnern, auf dem das museale Exponat steht. Beispiele lassen sich aus der ganzen Welt zitieren (Domplatz in Köln, Palermo, Würzburg, Eriwan, Samarkand). Die grüne, aus England stammende Variante dieser Flächen wurde ebenfalls zum Allgemeingut (Southwell in England, Pisa, Hildesheim, Rumor in Rumänien). Eine Verlängerung der Grünfläche ist die »Gärtner-Ästhetik« des Baudenkmals. Bäume werden an Stellen gepflanzt, an denen sie niemals eine Daseinsberechtigung hatten, Blumenbeete werden dort angelegt, wo sie niemals existierten (Place de la Carrière in Nancy, Little Moreton Hall in England). Das Baudenkmal wird zu einem mit Blumen und Büschen dekorierten Ausstellungsstück. Das grüne Gewebe des Hintergrunds wird von einem bunten Blumenteppich ersetzt. Buschwerk und Bäume dienen auch zur Lesbarmachung der nichterhaltenen Elemente der präsentierten Ruine (Borzesti in Rumänien, die Säulen der Maxentius-Basilika in Rom).

Die Erfahrungen des Museums- und des Ausstellungswesens sind in den Bereich der Exposition von Baudenkmälern übernommen worden bei Pavillons und unterirdischen Räumen, in denen die Relikte der Architektur zur Schau gestellt werden. Diese Räume, deren Gestalt den Relikten untergeordnet ist, und die mit ihnen durch ihre moderne Form in Kontrast stehen, bezwecken eine optimale Darstellung der expressiven Werte des Ausstellungsstückes (Römisches Prätorium in Köln). Anders als die unterirdischen Räume haben die Pavillons ihre äußere Form, die in dem Denkmal-Ensemble ein fremdes Element darstellt. Sie können einen neutralen oder einen aggressiven Charakter haben (Hradschin in Prag, Wiślica in Polen, Pécs und Zselicszentjakab in Ungarn, Gizech).

Eine andere Anleihe aus dem Bereich des Museumswesens sind die Freilicht-Museen. Ihre Errichtung ist in denjenigen Fällen berechtigt, in denen die Denkmäler aus verschiedenen Gründen nicht auf ihren eigenen Plätzen bleiben können. In den restlichen Fällen wird mit dem Argument gefochten, daß das Denkmal in einem derartigen Museum leichter zu erhalten und zu konservieren – und was noch wichtiger ist – zu besichtigen sei. Die aus ihrer natürlichen Landschaft entfernten Denkmäler der Volksbaukunst verwandeln sich in Exponate, die, dem Geschmack der Konservatoren entsprechend, aufgestellt werden. Auf diese Weise entstehen künstliche Dörfer, die eine Synthese der Architektur einer gegebenen Region oder eines Landes sein sollen. Sie werden mit unechten Bauern bevölkert, die ihre alltäglichen Arbeiten zur Schau stellen.

Die Präsentations-»Ästhetik« nach dem Vorbild der Museen zieht immer größere Kreise. Es wurden zwar auf diesem Wege viele neue expressive Werte der Denkmäler sichtbar gemacht, dafür haben sie aber ihre natürlichen Daseinsbedingungen und ihre Umgebung eingebüßt. Ein Bauwerk ist immer mit seiner Umgebung eng verbunden. In

einer künstlichen Umgebung kann es an Attraktivität gewinnen, es verliert aber seine Authentizität.

3. *Die moderne Architektur und die Baudenkmäler*

Die in unmittelbarer Nachbarschaft zu Baudenkmälern errichteten Werke zeitgenössischer Architektur werden zu deren Kontext und wirken sich auf ihre Perzeption aus. Dasselbe betrifft gleichfalls die in Baudenkmälern untergebrachten Werke der modernen Kunst. Ein in historischer Umgebung tätiger Architekt kann nur einen der drei folgenden Wege wählen:
Die Konfrontation moderner und historischer Formen,
die Einführung neutraler Formen oder
das sogenannte »Pastiche«.
Jeder dieser Wege ist schwierig.

Die moderne Architektur muß von besonders hoher Qualität sein, wenn sie bei der Gegenüberstellung mit den Denkmälern der alten Baukunst ein gutes Zeugnis unserer Zeit sein soll, die sich darüber hinaus durch Pietät dem kulturellen Erbe gegenüber auszeichnet. Es hängt von der persönlichen Kultur und dem Talent des Architekten ab, wie weit er diese Aufgabe zu lösen vermag. Eine Gegenüberstellung moderner und historischer Formen kann sowohl ein einzelnes Denkmal bzw. sein Inneres betreffen als auch ein ganzes historisches Ensemble. Häufig handelt es sich dabei um Werke der modernen Kunst oder des Kunsthandwerks wie Türen oder Gitter (Würzburg, Prag), die an einem historischen Objekt angebracht werden oder um die moderne Einrichtung seines Inneren. Oft werden aber fremde und aggressive Elemente in historische Innenräume eingebracht, die mit Funktionen verbunden sind, für die das Objekt überhaupt nicht vorgesehen war. Auf diese Weise wurden viele Innenräume katholischer Kirchen verunstaltet, die nach dem II. Vatikanischen Konzil den neuen Formen der neuen Liturgie angepaßt worden sind (Der Heilige Kastor in Koblenz). Man bemüht sich um die Einführung der modernen Architektur, deren Form nicht aggressiv, zugleich aber maßstabsgerecht ist, in die historischen Bau-Ensembles (Mainz, Bonn, Les Marais in Paris, Prag). Das Prinzip des Kontrastes führt jedoch oft zu Entwertung eines Denkmals. Der Folgen dieser Handlungen ist man sich nicht immer bewußt (Buda, Manchester). Ein anderes Mal handelt es sich – wie im Falle des Centre Pompidou in Paris – um die Errichtung eines hervorragenden Architekturwerkes, welches aber der Umgebung nicht angepaßt und eine bewußte Vergewaltigung eines historischen und traditionsreichen Bezirks von Paris ist. Gelegentlich wird die Wertminderung eines Baudenkmals aus ideologisch-politischen Gründen herbeigeführt. In solchen Fällen soll wohl das erhebliche Übergewicht der »wunderbaren« Gegenwart über die Vergangenheit aufgezeigt werden (Kalinin-Prospekt in Moskau, der Partei-Palast auf dem Kreml in Moskau). Manchmal ist die Wertminderung das traurige Ergebnis des Rechts auf privaten Grundbesitz (die kleine frühchristliche Kirche in Athen).

Im Maßstab eines historischen Ensembles – einer Straße oder eines Platzes – läßt sich der Kontrast der modernen und der historischen Formen mit Hilfe der sogenannten »architektonischen Details« erzielen. Das wird besonders in den in Fußgängerzonen verwandelten Straßen angewendet. Das Prinzip ist an sich, wenn es geschmackvoll durchgeführt ist, richtig. Es hat aber in vielen deutschen Städten zu Auswüchsen geführt. Die Fußgängerzonen erhalten fast unglaubliche Ausstattungen: Springbrunnen und Wasserfälle, Steinvulkane, in deren Kratern Blumen wachsen, abscheulich aggressive Vitrinen und Kugellampen. Dies ist eine »Pseudo-Moderne« schlechtesten Geschmacks, die den Charakter eines historischen Kerns total zerstört.

Die Einführung der modernen, formneutralen Architektur entstammt konservatorischen Theorien. Eine Architektur jedoch, die keine Ambitionen hat, hört auf Architektur zu sein. Nur wenige Beispiele einer derartigen »Anpassungsarchitektur« sind es wert, erwähnt zu werden (Würzburg, Lübeck). In der Regel degradiert sie sich selbst zur schlechten modernen Architektur.

Der Grundsatz des »architektonischen Pastiche«, der dem Prinzip des Kontrastes nahe steht, beruht auf der Errichtung von Gebäuden, die aus modernem Material gebaut und mit modernen Details versehen sind, die jedoch den Maßstab, den Kubus und die Aussage der ihnen benachbarten Baudenkmäler beibehalten (Limburg, Tübingen, Köln: Dominikus Böhm – und Groß-Sankt-Martin). Dieses Prinzip ist in der Praxis schwer anzuwenden und führt oft zur Errichtung von Bauten mit aggressiver Form oder zur Produktion falscher Baudenkmäler, die nicht nur die historischen Formen, sondern auch die historischen Bautechniken nachäffen. Der Unterschied zu den echten Baudenkmälern beruht darauf, daß diese Bauwerke auf »Hochglanz« poliert sind und Frische ausstrahlen. Aber selbst dieser Kontrast stellt sich nicht immer ein.

Seit André Malraux die Pariser Denkmäler ihrer Patina beraubte, die er als Verschmutzung ansah (L'Arc du Triomphe in Paris), wagten sich die Konservatoren mutiger an das Putzen und Anstreichen historischer Bauwerke. Die Patina wurde jetzt zu ihrem Feind. Die alten Bauwerke begannen mit der Farbe ihrer Fassaden und dem Gold ihrer Kuppeln frisch zu glänzen (Limburg, Svatá Hora in Böhmen, Zagorsk bei Moskau, Peterhof bei Leningrad). Handelt es sich lediglich um die alten und aufgefrischten Farben? Bei der Besichtigung der Denkmäler in verschiedenen deutschen Ländern kann man zu der Überzeugung kommen, daß ihre Bewohner seit Jahrhunderten recht unterschiedliche Lieblingsfarben hatten. Eingeweihte behaupten jedoch – relata refero – daß dies die Lieblingsfarben der Landeskonservatoren seien.

4. *Die Theater- und Film-Ästhetik der Baudenkmäler*

Das Theater und die Szenographie suchen nach immer neuen künstlerischen Ausdrucksmitteln und greifen dabei häufig auf die Möglichkeiten der modernen Licht- und Ton-Technik zurück. Die traditionellen Bühnendekorationen werden mit Hilfe von Dias

vorgetäuscht, die Musik und die akustischen Effekte werden von Tonbändern abgespielt. Der Film konnte die vom Theater nicht zu realisierenden Träume verwirklichen und eine fast vollkommene Illusion der Realität erreichen und uns dabei in jede gewünschte Epoche und auf jeden gewünschten Platz versetzen. Sowohl der Film als auch das Theater bewegen sich aber im Bereich des künstlichen Lichtes.

Die Bestimmung der Architektur jedoch ist das Verbleiben im natürlichen Licht der Sonne oder des Mondes, deren Glanz oder Schatten ihre Schönheit hervorhebt. Das Feuer aber, das Licht der Fackeln, der Kerzen oder des Kamins, hat von Anfang an ihre Formen aus der Dunkelheit hervorgehoben. Die ersten Studien über die Illuminationen der Bauwerke stammen aus der Renaissance. Michelangelos Entwurf der Piazza del Campidoglio in Rom sah an den Fassaden der Paläste eine Reihe von Griffen vor, die für Fackeln vorgesehen waren. Die Gaslampe und die elektrische Birne haben die Kraft des Lichtes verstärkt und es von der Energiequelle unabhängig gemacht; den Charakter der Beleuchtung haben sie jedoch nicht verändert. Das Neon-Licht hat seine Anwendung vor allem im Bereich der Werbung gefunden. Erst die Entwicklung der aus dem Bereich des Theaters und des Films stammenden Scheinwerfer-Beleuchtung, die durch die Flugabwehr bis zur Spitze ihrer Möglichkeiten gebracht wurde, erlaubte die Präsentation der Baudenkmäler unter Anwendung des Lichts. Auf diese Weise begannen sie ein ihnen bislang nicht bekanntes Nachtleben.

Beim Anstrahlen eines Bauwerks von unten, also gegensätzlich zur natürlichen Beleuchtung, erhält man das Negativ der architektonischen Form (der Dom zu Köln, der Kapitelsaal in Lincoln). Die Beleuchtungsingenieure, die sich dieser Deformation bewußt sind, suchen nach neuen, der natürlichen Beleuchtung angenäherten Lösungen. Sie knüpfen an die historischen Beleuchtungsentwürfe an, verstärken ihre Effekte durch Scheinwerferlicht oder bedienen sich zweier Arten des Lichts: des wärmeren Lichts »der Innenräume« und kälteren »Mondlichts« (Piazza Campidoglio in Rom, Palazzo Pitti und Palazzo Vecchio in Florenz, Colosseum in Rom). Die Manipulation mit buntem Licht führt zu Lichtkompositionen, denen das Denkmal lediglich als Vorwand dient (Santa Maria delle Salute in Venedig). Durch die Illumination historischer Springbrunnen konnte das Element der Bewegung erreicht werden. Eine so diskret elegante Beleuchtung wie im Fall der Fontana die Trevi in Rom gehört zu den Ausnahmen. Normalerweise werden alle zugänglichen technischen Mittel genutzt, um die gewünschte maximale Expression zu erzielen (Villa d'Este in Tivoli).

Die von der unerwarteten Schönheit der beleuchteten Baudenkmäler entzückten Betrachter sind sich dessen oftmals nicht bewußt, in welch einer veränderten Form sie diese anschauen (die Sphinx in Gizeh, Heilige Wassil-Kirche in Moskau).

Die Experimente auf dem Gebiet der Denkmalbeleuchtung führten zu der Idee, das Denkmal mit Hilfe der Mittel des Theaters und des Films auf eine Art Bühne zu stellen. Durch die Verbindung der Licht- und Tontechnik entstanden die nächtlichen »Licht und Ton«-Aufführungen, in denen die Rolle des Schauspielers dem Denkmal selbst zufällt.

Einige dieser, unter Mitarbeit hervorragender Historiker und Kunsthistoriker realisierten Aufführungen stehen auf einem hohen künstlerischen Niveau. Sie sind kreative Darstellungen der Geschichte und der Schönheit des Denkmals. Sie wird jedoch auf eine Art durchgeführt, die vom Architekten nicht vorgesehen war.

Die Kraft des modernen Theaters brachte auch die Belebung der Ruinen antiker Theater mit sich. Sie sind nicht nur Besichtigungsobjekte: auf den Tribünen werden nun Scheinwerfer aufgestellt und die Sitzkissen für Zuschauer bereitgelegt. Auf den Plakaten des Theaters in Epidauros erschien wieder die »Antigone« (Segesta, Epidauros).

Die »Theater- und Film-Ästhetik« reicht in bezug auf die Baudenkmäler bereits sehr weit und dringt in das Tagesleben ein. Ein Theatereffekt, der dem modernen Menschen die Illusion gibt, in frühere Zeiten versetzt zu sein, läßt sich ja nicht nur durch Theater- und Filmdekorationen erreichen. Die echte Architektur eignet sich dafür viel besser, denn sie trägt die Merkmale des Realismus und der Authentizität. Diese Idee begleitet die – sich dessen nicht bewußten – Konservatoren und Architekten, die die Denkmal-Ensembles auf eine theatralische Weise restaurieren und einrichten. In der Nachbarschaft historischer Bauten werden Pseudo-Denkmäler errichtet. Historische Fassaden, ganze Fassadenreihen werden von anderen Stellen herbeigebracht. Aggressive Restauration entfernt die Patina der historischen Fassaden. Könnte man nur noch den Schornsteinen den Rauch zurückgeben, den sie durch die Zentralheizung verloren haben, und die Menschen in historische Köstüme kleiden, wäre die Illusion des Versetztseins in eine andere Epoche noch stärker als beim Cinerama (Münster, Tübingen, Prag). Derartige präparierte historische Ensembles hören auf, sie selbst zu sein. Sie werden zum »Disney-Land« (Disney-Land in Florida).

Die von Walter Elias Disney vor fast dreißig Jahren ins Leben gerufene Idee des Disney-Land hatte auf amerikanischem Boden eine tiefe psychologische und auch kulturelle Begründung. Als Disney unter enormen Kosten seine märchenhaft-historische Stadt errichtete, hat er sicherlich nicht vorhersehen können, wie schnell seine Idee von den reich mit Baudenkmälern ausgestatteten Ländern übernommen und für welchen Preis sie durchgeführt würde: für den Preis des endgültigen Verlustes der Authentizität ihres Kulturerbes.

5. Folgerungen und Konsequenzen

In diesem, notwendigerweise vereinfachten und unvollständigen Bericht über die auf dem Gebiet der Baudenkmäler bestehende Lage, war ich bemüht, ihre Ursachen und ihre Motivationen aufzuzeigen. Es ist an der Zeit, sie jetzt allgemein zu beurteilen und einige Folgerungen zu ziehen.

Der Druck des gesellschaftlichen Masseninteresses an Baudenkmälern sowie dieses Interesse zu kommerzialisieren einerseits, und die neuen technischen Möglichkeiten andererseits, versetzen uns in eine schwierige Lage, angesichts der die konservatorische Theorie machtlos ist. Ihre, von dem über die Baudenkmäler bestimmenden Personenkreis formell akzeptierten Empfehlungen, wurden in der Praxis durch die an keiner Stelle formulierten

Prinzipien der »Denkmal-Präsentation«, der »Show der Denkmäler«, ersetzt. Die im Alltag allgemein praktizierte »Ästhetik der Denkmal-Präsentation« ist jedoch ein zweischneidiges Schwert. Einerseits kam durch sie viel neue und unerwartete Schönheit der Denkmäler zum Vorschein, von der die Gesellschaft fasziniert wurde, andererseits aber ist die Substanz der Denkmäler und ihre Authentizität im großen Maßstab verlorengegangen. Die künstlichen Präparate werden als echte angeboten und die Gesellschaft irregeführt. Die dabei entstandenen Zerstörungen am Bestand der Denkmäler sind größer als im Falle der puristischen Restaurierungen im 19. Jahrhundert. Unsere Generation ist die Generation der »Violer-le-Monument« geworden.

Was hat sich also seit dem 19. Jahrhundert verändert? Die Purismustheorie, die im Grunde keine konservatorische, sondern eine Theorie der Ästhetik der Präsentation eines Gebäudes war, ist der wissenschaftlichen Theorie der Erhaltung der Authentizität gewichen. Es entstand eine neue »moderne« Vision der sozialen Funktion eines Denkmals. Die frühere, elitäre Vision stützte sich auf den Glauben an die menschliche Vorstellungskraft, die fähig ist, den menschlichen Geist in frühere Epochen zu übertragen. Kulturbewußte Menschen sind nach Griechenland gepilgert, um dort inmitten der Ruinen Homer zu lesen, und zwar im Original. Die moderne Massenvision, die nicht Hand in Hand mit einer Vertiefung der historischen Massenkultur der Gesellschaften gegangen ist, stützt sich auf die Kraft der modernen Technik, die fähig ist, das Denkmal in unsere Zeit zu versetzen und es in einer neuen, überraschend anderen Form zu zeigen. Das Denkmal hörte auf »antiquité« zu sein und wurde zur »curiosité«. Teilnehmer eines Ausflugs steigen vor dem illuminierten Kolosseum aus dem Bus aus und kaufen im nächsten Kiosk Comic-Hefte über das Märtyrertum der ersten Christen.

Die denkmalpflegerische Praxis ist nur zum Teil der Theorie gefolgt. Nachdem sie den Grundsatz der Stileinheit des Denkmals abgelehnt hat, zeigte sie nun in übertriebener Weise seine Stilschichtungen. Außerdem blieb sie weiter beim Perfektionismus des 19. Jahrhunderts, der zur Restaurierung und totaler Renovierung führt. Sie blieb weiterhin eine Praxis der Denkmal-Präsentation.

Der Abgrund zwischen der konservatorischen Theorie und der Praxis ist derartig groß geworden, daß sich spitze Zungen darüber lustig machen und uns sagen: »Eure Doktrin ist wie die Tugend. Jeder spricht von ihr, aber niemand hat sie gesehen.«

Die Grenze zwischen dem, was auf dem Gebiet der Denkmal-Präsentation unterstützt und weiterentwickelt und dem, was lediglich akzeptiert werden soll, ist leicht zu ziehen und sie drückt sich in der antiken Maxime aus: primum non nocere. Besonders wichtig ist es, die Elemente zu entwickeln, die unsere Kenntnis und Liebe zum historischen architektonischen Erbe vertiefen. Sie sollten uns die Denkmäler in ihrer neuentdeckten Schönheit zeigen, ihre Substanz dabei jedoch nicht beeinträchtigen, sie nicht verfälschen und sie ihrer natürlichen Umgebung und der Patina der Jahrhunderte nicht berauben. Wenn wir das, was noch übrig geblieben ist, in seiner Echtheit erhalten wollen, müssen die anderen Elemente dieser Praxis ausgemerzt werden.

Doch dies läßt sich leicht fordern, dagegen schwer durchführen, zumal sich die Frage stellt, ob es überhaupt möglich ist. Das hängt nämlich von vielen Faktoren ab: den kulturpolitischen, den wirtschaftlichen, den technischen usw. usf. Ich bin nicht in der Lage, sofort ein gültiges Rezept vorzuweisen und möchte nur einige Gegenmaßnahmen zur Diskussion stellen: Die drei ersten Vorschläge beziehen sich auf Sofortmaßnahmen, die von Konservatoren unternommen werden sollten.

1. Man darf nicht weiter die zwischen der Theorie und der Praxis klaffende Lücke verschweigen und vor sich selbst und vor der Gesellschaft so tun, als wäre alles in Ordnung, weil die Doktrin ja stimmt. In den einzelnen Ländern sollten Berichte über den Stand der konservatorischen Praxis und über die Abweichungen von den geltenden Grundsätzen erarbeitet werden.
2. Gestützt auf diese Berichte sollte zusammen mit der Presse, mit Rundfunk und Fernsehen eine Kampagne zur Aufklärung der Behörden (sowohl der staatlichen als auch der kirchlichen) und der Gesellschaft geführt werden, die über die dem architektonischen Erbe drohenden Gefahren informiert.
3. Die konservatorische Theorie sollte verbessert werden, indem sie gegen alle, ebenfalls »konservatorischen« Formen der Zerstörung der Substanz und der Authentizität der Denkmäler Stellung bezieht. Gleichzeitig sollte aus der Doktrin all das ausgeschlossen werden, was die Substanz nicht betrifft – also sie auch nicht zerstört – und was der Didaktik oder der Kulturpolitik dienlich sein kann. Zum Beispiel: die Wiederherstellung vollständig zerstörter Denkmäler, Errichtung von Kopien, Bau neuer »Disney-Länder« oder, anders gesagt, »Milieu-Inseln« – allerdings in gehöriger Distanz von den historischen Ensembles. Denn dieser ganze Komplex gehört nicht zum Bereich »Schutz des historischen Kulturgutes«, sondern – und das ausschließlich – zur modernen Kultur.

Die beiden nächsten Vorschläge beziehen sich auf ständige Tätigkeitsbereiche, die die denkmalpflegerischen Kreise allein, ohne Teilnahme der Behörden und der Gesellschaft, nicht durchführen können.

4. Die Denkmalpflege muß als eine wissenschaftliche Disziplin, die in enger Verbundenheit mit der Geschichte der Architektur steht, entwickelt werden. Zu den Methoden der Quellenuntersuchungen der Architekturgeschichte: Die Bauforschung und die Bauarchäologie, die historische und die Vermessungsdokumentation, die Analysen der Baustoffe usw. sind identisch mit den Forschungsmethoden der Denkmalpflege und können und sollten in gleicher Weise wissenschaftlichen wie denkmalpflegerischen Zwecken dienen. Jedes Bauwerk muß vor seiner Konservierung Untersuchungen unterzogen werden, denn nur auf ihrer Grundlage kann man entsprechende denkmalpflegerische Entscheidungen treffen. Und vice versa: Alle denkmalpflegerischen Entscheidungen treffen. Und vice versa: Alle denkmalpflegerischen Arbeiten, die den Zustand eines Bauwerks verändern, müssen für die Wissenschaft dokumentiert werden. Dies erfordert die Bildung eines Netzes von konservatorischen Zentren oder

wissenschaftlichen Forschungsinstituten an Hochschulen oder bei lokalen Behörden. Die diesbezügliche Lage ist in den meisten europäischen Ländern sehr schlecht. Stellen dieser Art gibt es unverhältnismäßig wenig im Vergleich zum Bedarf. In manchen Ländern sind bislang überhaupt keine denkmalpflegerischen Institute vorhanden.

5. Es müssen Spezialisten für die Tätigkeit im Bereich der Denkmalpflege geschult werden. Trotz der Unterschiede zwischen den einzelnen Ländern ist die Lage auf diesem Gebiet im europäischen Maßstab katastrophal. An vielen Architektur-Fachbereichen fehlen Lehrstühle für Denkmalpflege. Beim Kunstgeschichts- und Archäologiestudium fehlt in der Regel der Gegenstand »Denkmalpflege«. Die Bauingenieure erfahren während des Studiums nichts über die Grundsätze des Verfahrens mit einem Baudenkmal. Die Zahl der denkmalpflegerischen Nach-Diplom-Studiengänge ist verschwindend gering. Für die gesamte Bundesrepublik gibt es lediglich an der Technischen Universität München und an der Universität Bamberg (hier erst seit neuestem) ein »Aufbaustudium Denkmalpflege«.

Es werden kaum Handwerker für die Konservierungsarbeiten geschult. Letztendlich fehlen auch spezialisierte Bau- und konservatorische Unternehmen. Die schwierigsten konservatorischen Arbeiten werden einfachen Baufirmen anvertraut. Die wissenschaftlichen Forschungen und die Schulung der Fachleute würden einen kleinen Prozentsatz der Summen ausmachen, die in den einzelnen Ländern für die Denkmalpflege ausgegeben werden. Ohne diese Forschung und Schulung werden Pfennige eingespart, aber dafür unermeßliche Werte des architektonischen Erbe verschleudert.

Nun aber zeigt sich noch von einer ganz anderen Seite her der Gedanke des Denkmalschutzes als Angehöriger einer neuen Zeit. Anscheinend lediglich konservativ in seiner Tendenz, wie es auch seiner Entstehung in der Restaurationsepoche entspricht, führt er zu Konsequenzen, die, zunächst noch unbewußt aber ganz unwiderstehlich, nach einer völlig anderen Richtung hindrängen: ich weiß keinen Namen dafür, als nur den des Sozialismus. Diese sozialistische Tendenz ist es fast noch mehr als die konservative, die die Interessen des Denkmalschutzes praktisch nicht selten mit dem Liberalismus in Konflikt geraten lassen.

(Aus Georg Gottfried Dehio, Denkmalschutz und Denkmalpflege im neunzehnten Jahrhundert. Rede zur Feier des Geburtstags Sr. Majestät des Kaisers. Straßburg 1903, S. 9).

Magnus Backes

Denkmalpflege – Ortsbildpflege – Umweltschutz Oder: Das Verhängnis eines Mißverständnisses

Verglichen mit der Situation vor ein bis zwei Jahrzehnten kann ein heutiger Denkmalpfleger glücklich sein. Nach der großen anti-historischen Phase der 60er und 70er Jahre, nach dieser Epoche der zweiten Nachkriegszerstörungswelle, trägt heute eine Woge des öffentlichen Wohlwollens die Denkmalpflege. Jedes Bundesland hat sein Denkmalschutzgesetz, überall regen sich Bürgerinitiativen für Ortsbilder und historische Gebäude, die Medien berichten offen und kritisch über die Folgen von Fehlplanungen und falschen Flächensanierungen, Parlamente und Politiker bekennen die Notwendigkeit der Ortsbildpflege und der Einbindung von Denkmalpflege in das aktuelle Thema des Umweltschutzes: Denkmalpflege wird als Bestandteil der Heimatverbundenheit und Landschaftsindividualität allerorten zitiert. Dennoch: Die amtliche Denkmalpflege spricht von einer dritten Zerstörungswelle! Einer Zerstörung aufgrund falsch verstandener Denkmalpflege, aufgrund eines irregeleiteten Denkmalverständnisses!

Zum Verständnis dieser Feststellung sei zunächst in einem flüchtigen Rückblick an die Ausgangssituation erinnert.

Der Neubau des Historischen Museums in Frankfurt, 1969 begonnen, sei als ein charakteristisches Beispiel und Sinnbild der architektonischen und gesellschaftlichen Haltung der 60er und frühen 70er Jahre genannt. Als konsequent moderner Kontrastbau ist er in (oder besser: gegen) eine historische bauliche Umgebung von königlicher, reichsstädtischer und sakraler Tradition und Würde (Saalhof, Römer, Stiftskirche, Dom) gestellt; als Museum selbst Geschichte in dichter Fülle bergend, leugnet er in der äußeren Erscheinung die Geschichte. Man kann diese, kaum anderthalb Jahrzehnte zurückliegende Epoche, für die das Historische Museum nur ein Beispiel von Tausenden ist, etwa so umreißen (das ist keine Aussage zur Qualität der damaligen architektonischen Leistungen, sondern nur zu ihrem geistigen Standort!): »Nein zur Geschichte« um jeden Preis – Ablehnung jeglicher historischer Bindungen als Ausdruck eines Fortschrittglaubens und aus der Überzeugung stetig steigender Wirtschaftsentwicklung – Verherrlichung der eigenen architektonischen Aussage und demonstrative Selbstdarstellung durch absoluten Kontrast zur geschichtlichen Umgebung in Form und Material. Wir kennen alle diese Phase aus eigener Erfahrung, die gerade anfängt, Vergangenheit zu werden.

Wir kennen aber auch die zu Beginn der 70er Jahre einsetzende Gegenbewegung. Sie fand in dem nun schon überzitierten Denkmalschutzjahr 1975 ihr erstes prägnantes äußeres Zeichen, anfangs spöttisch als Nostalgiewelle bezeichnet, dann seriöser Postmoderne oder Neohistorismus benannt. Eine Wanderausstellung mit einem instruktiven

Katalog begleitete das Denkmalschutzjahr 1975. Effektvolle Fotogegenüberstellungen beleuchteten in der Ausstellung und im Katalog schlaglichtartig die damaligen Anliegen: Die als problematisch erkannten Leistungen der modernen Architektur, des Städtebaues, des Straßenbaues, der Dorferneuerung wurden angeprangert; das Verdrängen des menschlichen Wohnens aus der Stadt zugunsten von Wirtschaft, Verkehr, Geschäftszentren wurde herausgestellt. Die Wandlung unserer Innenstädte zu City-Monokulturen wurde beschworen und dagegen die »heile« historische Stadt mit ihrer Funktionsmischung und ihrem Reichtum an historischer Baugestaltung gestellt; den neuen Satellitenstädten mit der Monotonie moderner Siedlungsblocks inmitten pflegeleichter genormter Rasenflächen wurde das harmonische geschlossene Rund der mittelalterlichen Stadtstruktur als bergendes Gehäuse der Menschlichkeit konfrontiert.

Dieses Gegensatzpaar war das Schlüsselerlebnis der 70er Jahre. Als Beispiel und Erinnerung für die unübersehbare Fülle von Aufrufen, Publikationen, Rundfunk- und Fernsehberichten zu dieser Thematik sei nur ein Satz aus einem Aufsatz 1976 des BDA zitiert: »Das Unbehagen an unserer gebauten Umwelt hat fast den Grad einer Volkskrankheit erreicht.«

Durch diese Entwicklung wurden aber Gegenwart und Denkmalpflege in eine bewußte Polarität gesetzt. Der Gegenwart wurde der Kampf angesagt, und die Denkmalpflege mußte die Waffe dazu sein. Man rief nach Denkmalpflege – nicht um der Denkmäler willen, sondern aus Unzufriedenheit über die Fehlentwicklung moderner Architektur und Stadtplanung. Die Denkmalpflege sollte heilen, neuordnen und wiederfinden, was das vorausgegangene Jahrzehnt in seinem Fortschrittsenthusiasmus verloren oder verworfen hatte. Also nicht: Intensiviertes Geschichtsbewußtsein, gewachsene Kenntnisse der Kulturgeschichte, vertieftes Erleben geschichtlicher Leistungen führten zur sog. Nostalgiewelle, sondern das Unbehagen an der Gegenwart, und die Denkmalpflege war als Mittel zur Korrektur der Gegenwart aufgerufen! Ein verhängnisvoller Irrtum!

Zu diesem »Verhängnis des Mißverständnisses« gehört, daß die offizielle staatliche Denkmalpflege diesen falschen Ansatzpunkt zunächst nicht erkannte, die Welle freudig begrüßte und sich mittragen ließ. Doch es meldeten sich schon 1975 erste warnende Stimmen von Fachleuten, und ihr Mahnen verstummte nicht bis heute.

Aber noch auf eine zweite, für die Denkmalpflege verhängnisvolle Fehleinschätzung muß hingewiesen werden. Die geschilderte neohistoristische Entwicklung führte zu der wichtigen und auch richtigen Erkenntnis, daß eine wertvolle historische Bausubstanz auch indirekt zerstört werden kann, selbst wenn sie materiell erhalten bleibt, und zwar durch Verändern, Verstellen, Verbauen der Umgebung. Mit anderen Worten: Es verfestigte sich die – in der staatlichen Denkmalpflege schon zu Beginn unseres Jahrhunderts propagandierte – Einsicht, daß ein Einzeldenkmal auch eine Umwelt als Lebensraum braucht. Es wuchs weiterhin die Erkenntnis, daß ein gewachsenes Stadtgefüge mehr als eine Summe einzelner herausragender Bauwerke ist, daß vielmehr die Einheit eines Ortsbildes sich aus der wechselnden Mischung von Signifikantem und Mittelmäßigem, von überragender Einzelleistung und anonymer Menge zusammensetzt.

Die 1973–1980 erlassenen Denkmalschutzgesetze berücksichtigen diese Einsichten, indem sie nicht nur den Umgebungsschutz der Denkmäler explizite einführten, sondern auch den Schutz von »Gebäudegruppen«, von Platz-, Straßen- und Ortsbildern. Die verschiedenen Gesetze der Bundesländer verwenden dazu unterschiedliche Begriffe (Denkmalzone, Denkmalbereich, Denkmalgebiete, Ensembles, Denkmalgruppen, Gesamtanlagen usw.).

Diese unterschiedlichen Bezeichnungen sind bereits Zeichen dafür, daß der Sachverhalt in der Öffentlichkeit zunächst sehr unpräzise und folglich unterschiedlich erfahren wurde. Die malerische Bildhaftigkeit, die ästhetische Vielfältigkeit eines Straßen- oder Ortsbildes wurde gesehen und gesucht, nicht seine historischen Aussagequalitäten und Grundlagen, die geschichtlichen Raumbezüge. »Malerisch« und »kleinteilig-verwinkelt« galten (und gelten noch) als identisch mit historisch, und das Andersartige der modernen Architektur- und Verkehrseinbrüche wurde (und ist) das optische Zerstörungserlebnis.

Die staatliche Denkmalpflege wurde damit auf einen neuen Aufgabenbereich ausgeweitet: auf die Ortsbilderhaltung, die Ortsbildpflege. Eine große Erwartungshaltung und weitgespannte Hoffnungen wurden erneut der Denkmalpflege aufgebürdet: Sie sollte helfen, mitwirken, unsere »inhuman« gewordenen Stadt-, Orts- und Dorfbilder zu retten. Die Denkmalpflege widmete sich zunächst mit Enthusiasmus diesem neuen Aufgabenbereich, nicht oder zu spät erkennend, daß die Gleichsetzung von Denkmalpflege und Ortsbildpflege ebenfalls auf einem Mißverständnis beruht. Indem Denkmalpflege und Ortsbildpflege gleichwertig, ja identifiziert wurden, indem die Aufgaben der Denkmalpflege mit farbigen Fassadenwettbewerben, Möblierungen von Fußgängerzonen, Aufstellen von antiquierten Laternen und insbesondere mit dem Gestalten von Anpassungsarchitekturen, mit dem Wiederholen oder Kopieren historischer Strukturen und Formen gleichgesetzt wurden, war ein zweites Mal ein verhängnisvoller Irrtum, ein Verkennen denkmalpflegerischen Anliegens eingetreten.

Das Ziel staatlicher Denkmalpflege ist dagegen – und darin hat sich seit der Institutionalisierung der Denkmalpflege zu Beginn unseres Jahrhunderts grundsätzlich nichts geändert – die Erkennung und Bewahrung der Geschichtlichkeit unserer Denkmäler, d. h. praktisch die materielle Erhaltung historischer Zeugnisse in ihrer einmaligen, unwiederholbaren Originalität. Insofern diese Zeugnisse der Vergangenheit unsere gegenwärtigen Ortsbilder und unsere Umwelt mitprägen, entweder als Einzeldenkmäler oder als Ensembles (Denkmalbereiche etc.) oder sonst als historisch gewachsene und ablesbare Strukturen, insofern dient die Denkmalpflege dem Erhalt eines bestehenden Ortsbildes oder Stadtgefüges, ist also Denkmalpflege ein wesentlicher Bestandteil der Orts- und Stadtbildpflege. Aber es kann umgekehrt die Denkmalpflege nicht zuständig und verantwortlich sein für die ästhetisch ansprechende gegenwärtige Gestaltung eines Ortes, für die Qualität moderner Architekturleistungen in Ortsbereichen oder gar für die Humanität moderner Stadtplanungen.

Die beiden geschilderten Fehleinschätzungen denkmalpflegerischer Zielsetzung – Kor-

rektur der Gegenwartsarchitektur und Pflege von Ortsbildern – begannen vor einem Jahrzehnt. Sie sind zwar inzwischen erkannt, dennoch keineswegs überwunden. Vor allem aber: Sie haben in unserer Gegenwart zu Konsequenzen geführt, in deren Folge die ständige Aushöhlung, ja Zerstörung denkmalwerter Originalsubstanz steht, eben die eingangs genannte dritte Zerstörungswelle.

Diese Zerstörungen geschahen und geschehen in dreifacher Weise:

1. durch den Glauben an die Reproduzierbarkeit von Geschichte,
2. durch die Reduzierung des Denkmals auf seine Fassade und
3. durch die Manipulierbarkeit des Denkmals nach heutigem ästhetischem Geschmack und wirtschaftlichem Bedarf.

1. *Reproduzierbarkeit von Geschichte*

Die Stadt Frankfurt hat wie kaum eine deutsche Großstadt im vergangenen Jahrzehnt ein konsequentes »Ja« zur architektonischen Gegenwart gesagt. Sie hat sich ein neues Stadtbild, eine eindringliche, moderne Stadtsilhouette gegeben. Dagegen hat man mit dem Wiederaufbau des Herzstückes der Altstadt zwischen Römer und Dom lange gewartet und die Entscheidung hinausgeschoben. Sie fiel 1962/63 aufgrund eines Wettbewerbes zugunsten einer konsequent modernen Lösung. Wie allgemein bekannt, wurde dann 1978 im Stadtrat die neue Entscheidung gefällt, die Ostfront der Römerbebauung nach historischen Gesichtspunkten zu erstellen, d. h. als historische Kopie wiederaufzubauen. Der Besuch des Frankfurter Römers gehört seitdem zu einem der erregendsten Erlebnisse, weil man auf allerengstem Raum die geistesgeschichtliche und architektur-stilistische Entwicklung der letzten 30 Jahre in allen ihren Gegensätzen und Spannungen erleben und nachvollziehen kann, und zwar so komprimiert wie kaum anderswo.

Was steht nun hinter der Entscheidung von 1978? Zunächst eine Selbsttäuschung: Das alte Vorkriegs-Frankfurt ist nicht wiedergewinnbar; denn Historisches Museum, Technisches Rathaus und Nachkriegs-Neubauten der 50er Jahre prägen die Umgebung. Die rekonstruierten Häuser, im Handwerklichen und im Detail wohl vorzüglich, sind aus Materialien von 1980, nicht solchen des 17. oder 19. Jahrhunderts. Schließlich sind die Rekonstruktionen zwar gewissenhaft vorbereitet, aber problematisch, da die historischen Gebäude bis 1944 zum Teil verputzt bzw. verschiefert waren, jetzt aber sichtbares Fachwerk zeigen.

Also: Nicht das Original der Geschichte ist wiedergewonnen, sondern günstigenfalls das äußerlich wahrnehmbare Atmosphärische vom Verlorenen. Vielleicht ging es in Frankfurt aber gar nicht um Wiedergewinnen der Geschichte, sondern – und diese Haltung kann ich aus vielen persönlichen Verhandlungen mit Stadträten, Kreis- und Gemeinderäten, Bürgermeistern und Oberbürgermeistern in den letzten 10 Jahren bestätigen – es stand hinter der Entscheidung für die Kopie letztlich die Sorge, ja die Furcht vor modernen Architekturlösungen!

Also: Statt notwendiger Konsequenz aus der geschichtlichen Realität nunmehr Reduzierung von Architektur auf die Bild-Fotoseite, auf das touristische Werbefoto, auf das vertraute gewohnte Bild, das die Romantik, das 19. Jahrhundert und Vorkriegsabbildungen liefern, auf Dekoration und bühnenartiges Versatzstück – natürlich mit Einbau von allem technischen Komfort, mit allen statischen und baulichen Exaktheiten, natürlich unter Verwendung von Holz als der natürlichen Alternative zum Beton.

Die staatliche Denkmalpflege hat nicht das Recht, solche Entscheidungen unserer Gegenwart, unserer Gesellschaft zur Schaffung neuer Architektur in historischen Formen abzulehnen. Sie hat aber auch nicht das Recht, sie zu fördern, zu befürworten oder zu propagandieren. Dagegen hat die staatliche Denkmalpflege die Aufgabe und die Pflicht, mit aller Klarheit und Deutlichkeit zu sagen, daß solche Entscheidungen Maßnahmen heutiger Stadtbildpflege sind, aber ansonsten nichts, aber auch gar nichts mit Denkmalpflege, d. h. mit der Erhaltung originaler Substanz, zu tun haben: Wir bewegen uns hier auf zwei verschiedenen Ebenen: Gegenwartsgestaltung und Vergangenheitserhaltung.

Leider ist diese Unterscheidung nicht immer eindeutig getroffen worden und wird auch in der Gegenwart fortwährend verunklärt. Zu welch absurden Situationen dies führen kann, verdeutlicht der Marktplatz in Mainz. Nach der Zerstörung im letzten Kriege bestimmten bescheidene und gestaltarme Wohnarchitekturen der 50er Jahre und einige Baulücken die Nordseite des Platzes gegenüber dem Bauwerk des Domes, als 1973 – fünf Jahre vor der Entscheidungswandlung in Frankfurt/Main – das Preisgericht zum Wettbewerb der Platzgestaltung die Empfehlung aussprach: »Ein besonderes Gewicht fällt der Häuserfront am Markt zu; hier sollte dringend versucht werden, die noch nicht aufgebauten Häuser in alter Form wieder zu errichten«, und als das Preisgericht an dem mit dem 1. Preis ausgezeichneten Entwurf besonders hervorhob: »Besonders zu begrüßen ist der Vorschlag, die Marktbebauung (Nordseite) in der barocken Form wieder anzustreben.« Nach diesem Grundsatz wurden den Nachkriegsgebäuden der 50er Jahre im vergangenen Jahrzehnt historisierende Fassaden nach alten Fotos vorgeblendet, aber keineswegs in genauer Rekonstruktion des Vorkriegszustandes. Besonders symptomatisch für unsere Zeitsituation ist dabei das im vergangenen Jahr vollendete sog. »Haus zum Fuchs«: In einem heute noch stehenden, späten Jugendstilbau von 1907 am Rande der Altstadt auf dem Kästrich waren Sandsteinteile (Erker, Fenster u. a.) eines zuvor in der Augustinerstraße abgebrochenen Altstadthauses »zum Fuchs« des 18. Jahrhunderts dokumentarisch eingebaut worden; die Fassade des Baues von 1907 wurde nunmehr 1982/83 einem Wohnbau der Zeit von 1953/54 vorgeblendet. Die Presse lobte diese »Rekonstruktion am überlieferten Standort« und die »Tilgung alter Sünden« (d. i. die Nachkriegsarchitektur).

Wenn solche baulichen Maßnahmen in Mainz und Frankfurt als das gesehen werden, was sie sind: nämlich als Neubaumaßnahmen unserer Gegenwart in der Formensprache und mit der geistigen Aussage, die für unser Jahrzehnt charakteristisch sind, dann sind sie richtig gedeutet. Werden sie aber als denkmalpflegerische Leistung, als Erhaltungsmaßnahmen von Geschichte gefeiert (und so klang es und klingt es in Reden, Feiern und

zahlreichen Beiträgen der Medien wie auch oft in den Begründungen zu den notwendigen finanziellen Unterstützungen), so liegt darin »das Verhängnis des Mißverständnisses«, und die staatliche Denkmalpflege ist aufgefordert, dies mit aller Deutlichkeit zu sagen und sich davon zu distanzieren.

Was den großen Städten Recht ist, ist den Kleinstädten und Dörfern billig. So finden wir landauf-landab – um nur eine Beispielgruppe zu erwähnen – eine Welle des Pseudo- oder Bretterfachwerks, d. h. Neubauten mit künstlichem, nur optisch wirkendem Fachwerk aus vorgeblendeten Brettern oder gar aufgesetzt an vorgefertigten Wandflächen. Solche »Schein-Geschichtsbauten« werden offiziell als Beitrag zur Ortsbildpflege gefeiert und dienen der Kaschierung des denkmalpflegerischen Verlustes; denn in vielen Fällen war der abgebrochene Vorgängerbau ein historisches originales Fachwerkhaus (Beispiele sind in allen bundesdeutschen Fachwerk-Landschaften leicht zu sehen). Vielfach werden solche Maßnahmen auch aus Mitteln der Altstadtsanierung gefördert und finanziert: »So viel sind wir bereit, für unser historisch gewachsenes Ortsbild und die Denkmalpflege in unserer Stadt zu tun.« Der Schein ersetzt das Original, denn es war nicht mehr zeitgemäß!

Von dieser Haltung ist es dann nur noch ein kleiner Schritt zu Nachbildungen historischer Baulichkeiten, die bereits vor längerer Zeit oder gar vor Jahrhunderten untergegangen sind, nunmehr aber zu neuem »geschichtlichen« Leben erwachen sollen, sich dabei aber beliebige Korrekturen in Standort, Fenster- und Türöffnungen, gestalterischen oder technischen Details gefallen lassen müssen. Als charakteristisches Beispiel sei der Neubau/Wiederaufbau des Stadtturmes in Sulzbach/Oberpfalz genannt, erinnert sei an die Diskussionen um das Saarbrücker Schloß usw.

2. *Reduzierung des Denkmals auf seinen ästhetischen Beitrag zum Ortsbild*

Im Idealfall ist ein Baudenkmal für die Denkmalpflege eine historisch gewachsene Einheit aus Außen- und Innenwänden, Grundriß- und Aufrißdisposition, mit Fenstern, Türen, Dach, Gaupen, Decken, Treppen, Keller, Dachstuhl, Ofennischen, Stuckleisten, Holzverkleidungen, Wanddekorationen und -bemalungen usw., eine Einheit sowohl aus architektonischer Planung wie aus handwerklicher Ausführung mit allen Details. Die Beschränkung des Denkmals auf seinen äußeren Erscheinungswert für einen Straßenzug oder ein Stadtbild, wie es leider allzuoft geschieht, läßt nur noch die Fassade gelten, alles übrige wird bedeutungslos, man kann darauf verzichten, man kann es zerstören, dahinter kann sich die Gegenwart austoben.

Allzu vertraut sind die Bilder von Altstadtsanierungen nicht nur aus deutschen, auch aus europäischen Städten (z. B. im Quatier de l'Horloge in Paris, in Köln, Aachen, in Koblenz/Rhein, in München, in Augsburg oder Wiesbaden), der Anblick kompliziert abgestützter historischer Fassaden, über die schlanke Krangerüste hinweggreifen und hinter denen sich Bagger in die Tiefe wühlen. Wenn die Fassade bei diesen Experimenten gar einstürzt, wird sie wieder kopiert, oder wenn sie in ihren Höhenproportionen – etwa wegen des

Nutzungswandels vom Wohnhaus zum Bank- oder Kaufhaus – sich nicht eignet, wird sie eben abgetragen und mit etwas erhöhten Maßen wieder aufgebaut – natürlich in modernen Materialien (z. B. die reich stuckierte Putzfassade eines ehemaligen Fachwerkwohnhauses in Coburg, Spitalstraße, beim Neubau als Kaufhaus). Wenn die historische Fassade gar an der falschen Stelle im Stadtplanungskonzept steht (das geschichtlich Gewachsene steht zuweilen der neuen Planung quer), so wird halt die Fassade abgetragen und an anderer, »geeigneterer« Stelle wiederaufgebaut. So rücken zuweilen verschiedenartige historische Fassaden an einem neuem Standort zu neuer »Gemeinsamkeit« zusammen, die ursprünglich nie bestanden hat (Beispiele aus Aachen, Berlin-Ost, Lüttich, Regensburg, Trier u. a.). Also: Denkmalpflege ganz im Dienst der Ortsbildpflege, oder: Warum will denn der Denkmalpfleger nicht einsehen, daß sich das Denkmal dem heutigen Ortsbild einfügen muß?

In seiner Alltagspraxis erfährt der Denkmalpfleger aber auch häufig folgendes: Bei den Planungen zu einem Neubau neben einem Baudenkmal oder in einem historischen Stadtensemble werden Fassadenentwürfe in getreuem »historischem Gewande« vorgelegt, und zwar an Stellen, wo zuvor kein historisches Gebäude stand, nur weil Bauherr, Kommune oder/und Architekt eine moderne Lösung scheuen oder ablehnen oder einfach nur »ein schönes Ortsbild« anstreben. Die Argumentation des Denkmalpflegers in diesem Falle von »Geschichtstäuschung« oder gar »Geschichtsverfälschung«, d. h. Minderung des historischen Wertes des benachbarten Originales, auf das man ja gerade Rücksicht nehmen will, diese Argumentation wird nicht oder nur schwer verstanden. Hier werden Symptome deutlich, die tief in der Geschichts- und Lebensstruktur unserer Gegenwart gründen und die eine staatliche Fachbehörde mit Empfehlungen oder Vorschriften nicht lösen kann.

3. *Manipulierbarkeit des Denkmals*

Wenn Geschichte reproduzierbar wird, wenn das Original ausgetauscht oder auf seinen ästhetischen Fassadeneffekt reduziert werden kann, dann ist es aufgrund dieser denkmalverkennenden Haltung auch ebenso möglich, den historischen Zeugniswert eines Denkmals zu manipulieren, d. h. ein Denkmal umzuformen nach den gerade herrschenden ästhetischen Geschmacksvorstellungen und den momentanen, finanziell oder wirtschaftlich vorteilhaften Nutzungswünschen. Beispiele dazu lassen sich in allen Variationen aus allen Bundesländern, auch aus anderen europäischen Ländern in Fülle zitieren,
etwa für das versatzstückhafte Einbeziehen originaler Bauteile in einen Neubau, für das Entfernen jüngerer (z. B. barocker) Veränderungen oder Bauteile zu Gunsten des »einheitlichen« mittelalterlichen Erscheinungsbildes eines Baudenkmals
oder für das rekonstruierende Vervollständigen, Ergänzen oder Aufbauen fehlender oder im Laufe der Jahrhunderte verlorener Teile, insbesondere an Ruinen

oder für das Bereinigen oder Bereichern angeblich unvollständiger Fachwerkkonstruktionen und Fassadengliederungen an Wohnbauten
oder für das »Modernisieren« von historischen Bauernhäusern (z. B. durch Entfernen von Fensterläden und Fensterteilungen, von Putzen, Verschieferungen oder Verschalungen usw.)
oder einfach durch planerisches Umgestalten (»Verbessern«) historischer denkmalwerter Gebäude (z. B. Aufstocken aus wirtschaftlichen oder Herabzonen aus ortsbildnerischen Gründen).

Schlußbemerkung

Es wurde versucht, darzustellen, wie aufgrund der geistesgeschichtlichen und gesellschaftlichen Entwicklung der letzten ein bis zwei Jahrzehnte sich in unserer Öffentlichkeit eine scheinbar denkmalbewußte, scheinbar geschichtsorientierte Gesinnung im Rahmen von Umweltschutz und Ortsbildpflege entwickelte, wie diese Haltung aber – nicht immer, doch in vielen Fällen – aufgrund eines falschen Denkmalverständnisses zu Denkmalzerstörung und Denkmalverlust führte und führt. Die Ursache dieser widersprüchlichen Situation liegt darin, daß das Denkmal in seiner Geschichtlichkeit, in seinem historischen Dokumentationswert verkannt oder gar geleugnet und statt dessen auf seine dekorative Umweltfunktion reduziert wird.

Die Behandlung von Denkmälern, sei es durch Pflege und Konservierung, durch Zerstörung oder in kopierender Wiederholung, ist immer ein Ausdruck der geistigen Auseinandersetzung unserer Gegenwart mit den schöpferischen Leistungen der Geschichte. Die Geschichtszeugnisse sind – wie die Natur – Teil unserer Umwelt geworden und als solche eine ständige Herausforderung an uns; sie fordern täglich unsere Entscheidung zu einem Ja oder Nein – dazwischen gibt es keine Halbheit und keine Halbwahrheit.

»(Wir sind) den Söhnen für die Kurzsichtigkeit der Väter verantwortlich.« Cornelius Gurlitt in: Handbuch des Städtebaues. 1920

Ottmar Strauß

Altstadtsanierung: Zum Beispiel Nördlingen

Geschichte, kulturhistorische Bedeutung, Stadtbild

Nördlingen, zentraler Hauptort des Rieses, liegt am Schnittpunkt alter Handelsstraßen (Frankfurt – Würzburg – Augsburg und Nürnberg – Ulm zum Bodensee). Die erste urkundliche Erwähnung Nördlingens im Jahre 898 informiert über eine karolingische Siedlung, die römische und alemannische Vorgänger hatte. Die urkundlich belegte Stadtgründung erfolgte 1215. Im 13. Jahrhundert bestand ein noch im heutigen Straßenverlauf überlieferter, nahezu kreisförmiger Mauerring, der bereits 5 Tore besaß.

Nördlingen war, als es Reichsstadt wurde, schon ein wichtiger wirtschaftlicher Mittelpunkt. Die Expansion über den »Alten Graben« hinaus begann bereits in den ersten hundert Jahren ihrer Reichsfreiheit. Voraussetzung für die Stadterweiterung war das blühende Wirtschaftsleben und das sukzessive Übergehen der Stadtherrschaft in die Hand des aufsteigenden Bürgertums. Neben der Frankfurter Messe war die Messe in Nördlingen die bedeutendste in Oberdeutschland; auf 15 Marktplätzen der Stadt wurden alle Gegenstände des täglichen Lebens gehandelt. Die wichtigsten Gewerbetreibenden waren Gerber und Lodweber. Die große Zahl erhaltener Gerberhäuser, die an den offenen, dem Trocknen der Felle dienenden Böden zu erkennen sind, zeugen davon noch heute. In diese Zeit der wirtschaftlichen Blüte fallen der Bau der Georgs-Kirche, eine spätgotische Hallenkirche, und der Bau der Sternschanzen und Bastionen, die den Mauerring mit seinen Türmen verstärken sollten.

Die Folgen des Dreißigjährigen Krieges waren die Ursache dafür, daß Nördlingen in seiner baulichen Geschlossenheit erhalten blieb. Daher rührt auch die kulturhistorische Bedeutung der Stadt. Erst um 1939 hatte es wieder die Bevölkerungszahl erreicht, die es vor dem Krieg hatte. Die ungünstige Zollgrenzziehung zwischen Bayern und Württemberg und die Verlagerung der Wirtschaftswege verhinderten die Industrialisierung im 19. Jahrhundert.

Der in seiner Gesamtheit erhaltene spätmittelalterliche Stadtgrundriß ist ein Geschichtszeugnis von bedeutendem Rang. Er überliefert in seinem Städtebau ein anschauliches Bild sozialer Strukturen des Mittelalters. Dazu gehören auch Beispiele des frühen Fachwerkbaues und des spätgotischen Steinbaues (Befestigungsanlage). Der Stadtgrundriß ist fast

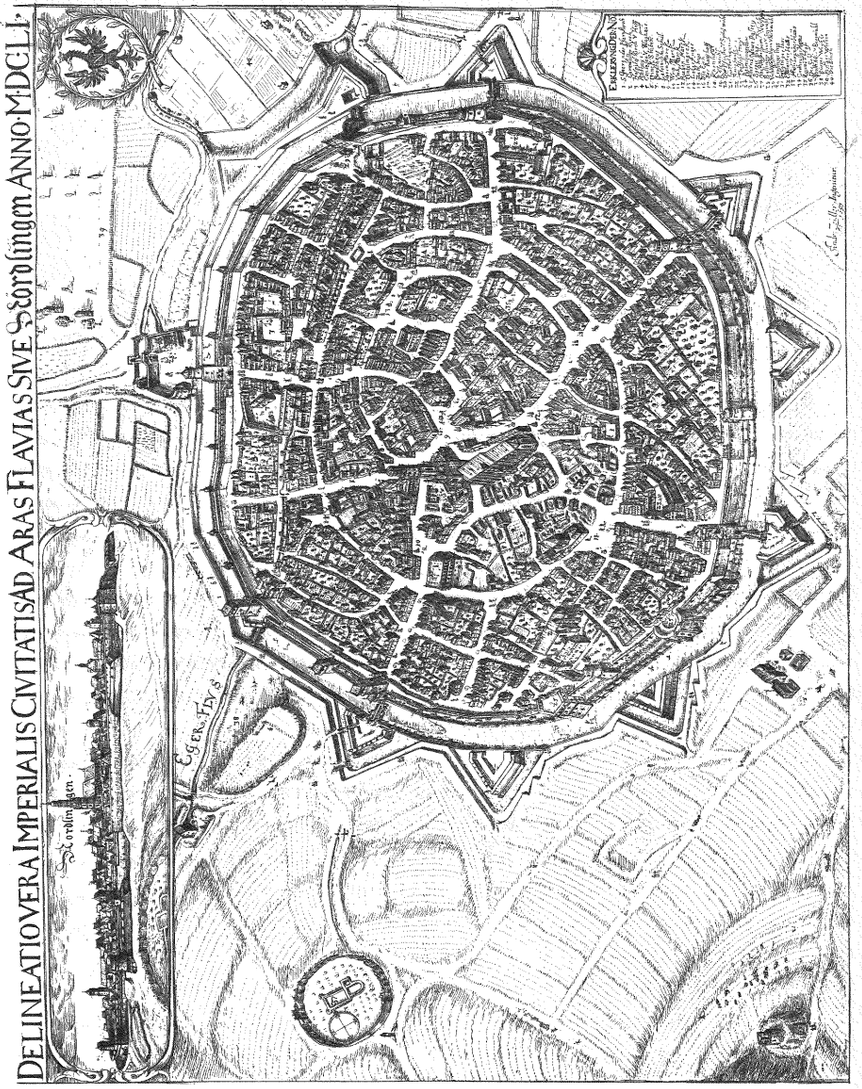


Abb. 1 Akkurate Darstellung der Reichsstadt Nördlingen. Anno 1651 von Andreas Zeidler.

kreisrund. Die radial angeordneten fünf Hauptstraßen laufen vom Zentrum aus zu den fünf Stadttoren, unterbrochen durch die innere Ringstraße, den »Alten Graben«.

Das Gerberviertel, entlang des Baches, besitzt den ausgeprägtesten Eigencharakter. Die typische Mischung der Wohn- und Gewerbebereiche mit ihren Gerberhäusern und Mühlengebäuden vermittelt den Charakter einer Landstadt. Die vorwiegend aus dem 16. und 17. Jahrhundert stammende Bebauung steht zumeist giebelständig zur Straße. In der Nähe der Stadtmauer fällt die Weitläufigkeit der Anwesen auf, bestehend aus Haus, Hof und Hausgarten. Wie kaum in einer anderen Stadt sind in Nördlingen die Namen der Gassen und Plätze erhalten geblieben und zeugen noch heute von ihren früheren Nutzungen und ihren Bewohnern.

Lage im Raum, Zentralität

Die Stadt Nördlingen liegt mit ihrem Einzugsbereich am Rande der bayerischen Planungsregion 9, deutlich abgetrennt vom »Verdichtungsraum Augsburg«. Im System der zentralen Orte übernimmt Nördlingen die Rolle des Mittelzentrums, in dem insbesondere durch den Ausbau des industriell-gewerblichen Sektors und die Entwicklung der Siedlungsstruktur die Lebens- und Arbeitsbedingungen nachhaltig verbessert werden sollen. Weiterhin übernimmt die Stadt die Funktion zur Versorgung der Bevölkerung ihres Verflechtungsbereiches mit Gütern und Dienstleistungen des wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen gehobenen Bedarfs.

Städtebauliche und soziale Grundlagen

Um Stadtsanierung in der historischen Altstadt von Nördlingen durchführen zu können, war es notwendig, die gesamte Altstadt zu untersuchen. So konnten Beurteilungsgrundla-

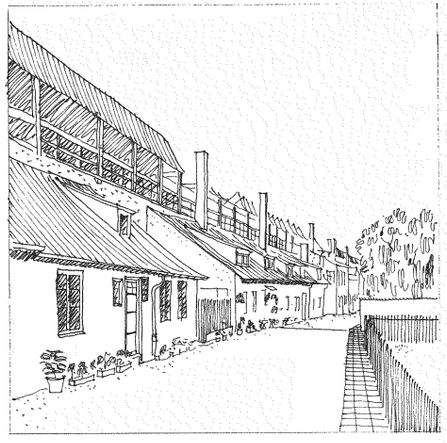


Abb. 2 Stadtmauer während der Sanierung mit angebauten Kasarmen. Diese kleinen, bescheidenen Häuschen, mit einem Pultdach versehen, an die Stadtmauer angelehnt, bestehen aus einem schmalen Gang, an den zu beiden Seiten je ein Raum angeordnet ist. Sie waren im 17. Jahrhundert Wohnungen für verheiratetes Militär (Zeichnung Strauß).

Abb. 3 Urkatasterplan der Stadt Nördlingen aus dem Jahre 1825 (Wiedergabe mit Genehmigung des Bayer. Landesvermessungsamtes München Nr. 6060/84).

gen für die Sanierungsbedürftigkeit gewonnen und Sanierungsgebiete für eine Festlegung nach dem Städtebauförderungsgesetz ermittelt werden. Dabei wurden die regionalen und örtlichen Verhältnisse analysiert, um daraus für die Stadtentwicklung und die Altstadtsanierung Zielvorstellungen zu entwickeln. Beispielhaft sollen hier drei der wichtigsten untersuchten Kriterien näher betrachtet werden. Sie sind im weiteren Verlauf der Vorbereitung zur Sanierung (in den Ergebnisberichten zur förmlichen Festsetzung der Sanierungsgebiete) detailliert für abgregrenzte Bereiche vertieft worden. Daraus ist auch der Maßnahmenkatalog für das Sanierungsgebiet entwickelt.

Nutzung Erdgeschoß

Zur Gewinnung einer detaillierten Übersicht über die geschoßweise Nutzung in den Gebäuden der Altstadt und für die Mischung der Nutzungen innerhalb des Altstadtgefüges wurde im Zuge der Bestandsaufnahme die jeweilige Stockwerksnutzung ermittelt und kartiert. Die Nutzungsverteilung zeigt deutlich die Hauptgeschäftslagen: Deininger Straße – Schrannenstraße – Marktplatz – Baldinger Straße – Eisengasse – Schäfflesmarkt – Reimlinger Straße. Die Nutzungsstruktur des Hauptgeschäftsgebietes von Nördlingen wird bestimmt durch die örtliche Lage und die Funktion der Region, das vorhandene bauliche Gefüge, die vorhandene Nutzungsmischung sowie den überörtlichen Durchgangsverkehr. Die genannten Straßen und Plätze sind gleichzeitig die Hauptfahr- und Fußgängerbereiche innerhalb der Altstadt. Die Verträglichkeit der unterschiedlichen Nutzungen (Wohnen, Handeln, Gewerbe) durch planerische Maßnahmen wiederherzustellen oder zu erhalten, wobei durchaus einkalkuliert wurde, daß einzelne Konfliktsituationen nur gemildert werden können, trägt in hohem Maße zur Wohn- und Lebensqualität im Stadtorganismus bei. Eine Verschiebung der Konflikte ist dabei keine Lösung.

Mängel und Störquellen

Die Feststellung von Mängeln und Störquellen in der Altstadt dient mit anderen relevanten Kriterien und Daten als Grundlage für die Festlegung der Sanierungsgebiete und deren Dringlichkeitsstufen. Die während der allgemeinen Bestandsaufnahme von den Bewohnern geäußerten Beschwerden wurden notiert und kartiert sowie durch eigene Begehung überprüft und ergänzt.

Der bei weitem häufigste Mangel in der Altstadt ist der geringe Freiflächenanteil. Als Kriterien sind bei den weiteren vorbereitenden Untersuchungen außerdem aufgelistet worden: Gebäude- und Wohnungszustand, Ausstattung der Wohnung (Belichtung und Besonnung, sanitäre Ausstattung, etc.); das Maß der baulichen Nutzung und die vorhandenen Freiflächen wurden grundstücksgenau kartiert.

Wichtigstes Ziel der Stadtsanierung ist es, die Wohnbevölkerung der Altstadt zu erhalten und neue Bewohner dazu zu gewinnen. Dem Drang zum Einfamilienhaus am Stadtrand und der Ausuferung der Stadt kann nur entgegengewirkt werden, wenn im Stadtgefüge Wohnungen vergleichbarer Qualität wie im Grünen angeboten werden kön-

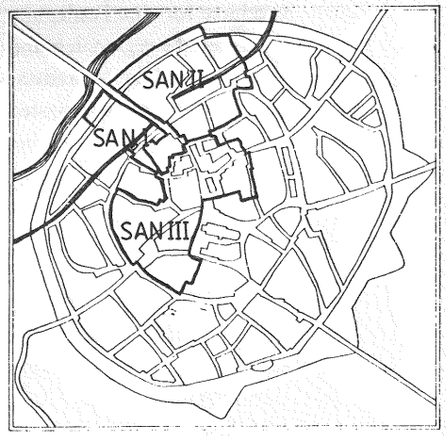


Abb. 4 Übersicht über die Lage der Sanierungsgebiete (Zeichnung Strauß).

nen. Die Standortvorteile der Altstadt (Fußläufigkeit durch kurze Wege zu Schulen und Kindergärten, öffentliche Grünflächen zur Kurzerholung, Einkaufsmöglichkeiten) müssen durch – den Wohnungen zugeordnete – Gärten und Freiflächen noch ergänzt werden (Wohnumfeld!). Eine weitere Aussage dieser Karte zeigt, daß in größeren Baublöcken durchaus zusätzliche Wohngebäude errichtet werden können, die die oben genannten Vorteile in sich vereinigen (siehe Sanierungsgebiet III, Bebauungsvorschlag).

Stadtbild

Die Erhebungen zum Stadtbild geben einen Überblick über den Bestand an städtebaulich und baugeschichtlich wertvollen Elementen, wie Fassaden, Einzelgebäuden, Ensembles, Straßenzügen, Plätzen und Stadträumen und anderen immateriellen Werten in der Altstadt. Diese Daten sind Grundlage für die Entscheidung über mögliche Umstrukturierungen und Maßstabsveränderungen. Die Altstadt besitzt einen sehr hohen Anteil an geschützten und schützenswerten Bereichen. Besonders erwähnenswert sind die für die Nördlinger Altstadt typischen Straßenräume vor den Tordurchfahrten zum inneren, älteren Stadtkern sowie die im Bereich der Vorderen und Hinteren Gerbergasse. An diesen Straßen liegen die Gebäude, die das erhaltenswerte Stadtgerüst der Nördlinger Altstadt darstellen. Der Reiz des Stadtgerüstes beruht sowohl auf besonders reichen oder bemerkenswerten Einzelgebäuden als auch auf der Schönheit oder Feingliedrigkeit einzelner Fassaden; er liegt besonders in der Gesamtheit der Einzelgebäude und Straßenzüge, welche zusammen die erhaltenswerte Stadtstruktur darstellen. Das übergeordnete Ziel, den Stadtgrundriß in seiner Gesamtheit zu erhalten, hat Auswirkungen auf die Verkehrsführung und -lenkung im gesamten Altstadtbereich.

Gesamtverkehrsplan

Zusammen mit dem Gutachten für die Sanierung der Altstadt wurde ein Gesamtverkehrsplan in Auftrag gegeben. Ziel dieser Verkehrsuntersuchung im Rahmen der Fortschreibung der Verkehrsplanung Nördlingen ist, die verkehrsmäßigen Auswirkungen auf das gesamte künftige Wegenetz zu ermitteln, die durch die weitere städtebauliche Entwicklung im Rahmen der Flächennutzung sowie durch die vorgesehenen Sanierungsmaßnahmen im Stadtzentrum zu erwarten sind. Aus den Ergebnissen und Erkenntnissen wurden entsprechende Empfehlungen für die Ausbildung und Gestaltung des Hauptverkehrsstraßennetzes, für Maßnahmen zur Deckung des künftig erforderlichen Parkraumbedarfs sowie zur Verbesserung des öffentlichen Nahverkehrs abgeleitet.

Ziel der Verkehrsplanung Altstadt muß sein, die Funktionsfähigkeit und Anziehungskraft der gesamten Altstadt, sowohl für Einheimische als auch für Fremde nicht nur zu erhalten, sondern nach Möglichkeit zu steigern. Der Verkehrsplanung sind dabei Grenzen gesetzt, da die Zugänglichkeit zum Altstadtgebiet durch die vorhandenen fünf Tore vorgegeben ist. Außerdem muß die Verkehrsplanung den historischen Stadtgrundriß und die bestehende Bausubstanz, die erhalten werden muß, mit berücksichtigen. Der zur Verfügung stehende Straßenraum ist ebenfalls weitgehend begrenzt, da stärkere Eingriffe in die bestehende Bebauung nicht möglich sind. Daher kommt es für die Erschließung und Bedienung der Altstadt im wesentlichen darauf an, Vorschläge für eine Verkehrsführung zu unterbreiten, die den künftigen Verkehrsbedürfnissen dieses abgeschlossenen Siedlungsraumes Altstadt am ehesten gerecht werden. Verkehrslenkende Maßnahmen werden dabei die wesentliche Rolle spielen.

Die Empfehlungen der Verkehrsplanung, das Durchfahren durch die Altstadt zu erschweren und fußgängerfreundliche Bereichen einzuführen, ist teilweise bereits verwirklicht worden. Auf die Erfahrungen, die damit gewonnen worden sind, wird später noch genauer einzugehen sein. Ein besonderes Problem stellt für die Altstadt das Planungsziel dar, den künftigen Parkplatzbedarf dieses Bereiches ausreichend und verkehrlich befriedigend zu decken. Eine langfristig angesetzte, systematische Parkraumplanung unter Berücksichtigung der bestehenden und künftigen Flächennutzung des Altstadtgebietes muß dazu beitragen, die zu erwartenden Parkraumbedürfnisse zu befriedigen. Das Parkstandangebot (Stand Mai 1976) ist in den einzelnen Altstadtbezirken sehr unterschiedlich. Ziel der Planung ist es, neu zu planende Parkplätze so zu situieren, daß in allen Altstadtbezirken ein einigermaßen ausgewogenes Angebot erreicht wird.

Öffentliche Stellplätze, deren Standorte in der Nähe der Hauptgeschäftsbereiche sein sollen, sind nötig, um eine günstige Erreichbarkeit der Geschäfte und Dienstleistungsbetriebe zu ermöglichen. Die Auswirkungen dieser Parkplatzstandorte auf das Fahrverkehrssystem sind zu berücksichtigen. Die Erhebungen haben gezeigt, daß ein Großteil der vorhandenen Stellplätze von Dauerparkern blockiert wird. Im Altstadtgebiet sollte der Parkraum vor allem Kurzparkern angeboten werden. Dem Dauerparker kann ein größerer

Fußweg zwischen Parkplatz und Ziel durchaus zugemutet werden. Dies gilt vor allem für den Berufsverkehr. Durch eine entsprechende Parkzeitbegrenzung im Altstadtgebiet ist es möglich, das Parkstandangebot indirekt zu erhöhen. Zusätzlich werden in den Altstadtrandgebieten Parkplätze geschaffen. Eine Verdrängung der Langzeitparker allein auf die Randgebiete ohne Schaffung zusätzlicher Stellplätze führt nur zur vollen Belegung des angrenzenden Straßennetzes im Altstadtbereich und zur unzumutbaren Störung der Wohnnutzung.

Auf die Verkehrsplanung ist deshalb so ausführlich eingegangen worden, da ihre Auswirkungen auf die Durchführung der Sanierung entscheidend sind. Stadtsanierung kann nicht in kleinen, abgegrenzten Bereichen ablaufen, ohne daß der Gesamtorganismus Stadt dabei betrachtet wird. Die Auswirkungen auf Geschäftsbereiche und ein lebenswertes Wohnumfeld sind besonders bedeutsam.

Sanierungsgebiete

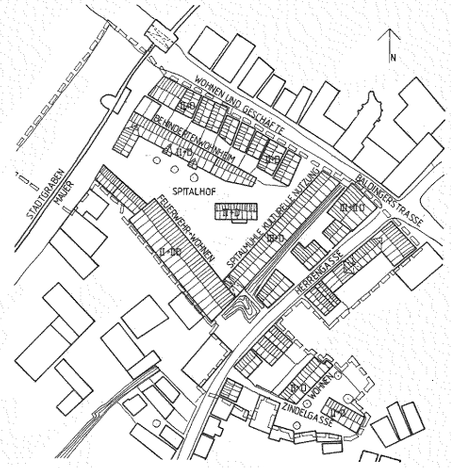
Das Ergebnis der Voruntersuchung ergab, daß für einige Bereiche die Sanierungskriterien gehäuft zutrafen. Da noch keine Erfahrungen in der Stadtsanierung vorlagen, wollte man diese bei einem kleinen Gebiet gewinnen. Dazu wurde das spätere Sanierungsgebiet I »Spitalhof« ausgewählt. Ein weiterer, zu erwartender Vorteil dieser Wahl lag darin, daß die Stadt selbst bereits Grundbesitz hatte oder kurzfristig erwerben konnte. Damit war sichergestellt, daß die wertvollen historischen Gebäude saniert und einer neuen Nutzung zugeführt werden konnten.

Im weiteren zeitlichen Ablauf der Sanierung wurden 1979 und 1980 die Ergebnisberichte der weiteren Vorbereitung der Sanierung für den Bereich »Holzhof«, Sanierungsgebiet II und für den Bereich »Östlich und westlich des Rathauses«, Sanierungsgebiet III, abgeschlossen. Die Beratungen mit der Regierung von Schwaben, die für die Genehmigung der förmlichen Festlegung zuständig ist, hatten ergeben, daß nur ein weiteres Gebiet zur förmlichen Festlegung anstehen konnte. Ein drittes Sanierungsgebiet könne erst begonnen werden, wenn im Sanierungsgebiet I die Beendigung der Sanierung abzusehen sei. Die Stadt hat sich nach Abwägung für das Sanierungsgebiet III entschieden, da für diesen Bereich eine Betriebsauslagerung anstand und die Beteiligten willens und in der Lage waren, diese auch durchzuführen. Der Antrag mit den nötigen Unterlagen für die förmliche Festlegung des Sanierungsgebietes II »Holzhof« wird noch in diesem Jahr gestellt und wohl auch genehmigt werden. Für einen Teilbereich wird bereits ein Vorentwurf für einen Bebauungsplan erarbeitet.

Sanierungsgebiet I »Spitalhof«

Größe 1,6 ha. Förmlich festgelegt seit 1975. Das Gebiet wurde später um einen Teilbereich der Zindelgasse erweitert. Der Spitalhof ist von den ehemaligen Wirtschaftsgebäuden des

Abb. 5 Sanierungsgebiet 1. Lageplan mit Gebäudenutzungen (Entwurf Moser, Nördlingen, Zeichnung Strauß).



Bürgerspitals umgeben. Für die großmaßstäblichen Gebäude bot sich eine öffentliche Nutzung an. Während in einem Teil des ehemaligen Mühlengebäudes das Volksbildungswerk untergebracht werden konnte, steht der restliche Teil noch zur Sanierung an. Eine baufällige Scheune im westlichen Teil wurde durch ein Feuerwehrgerätehaus mit Wohnungen ersetzt. Als weitere Funktion ist die Wohnnutzung zu nennen, vor allem im Bereich der Zindelgasse, die durch die Sanierung von bestehenden und Neuerrichtung von Gebäuden gestärkt oder geschaffen wurde. Dabei wurden zugleich die privat zugeordneten Flächen neu gestaltet. Als Sonderform des Wohnens wurde im Spitalhof ein Behindertenwohnheim auf dem Grundriß eines abgegangenen Lagergebäudes errichtet. Die vom Vorgängerbau übernommene Säulenhalle wurde erhalten und in die Nutzung des Wohnheimes einbezogen. Ein Großteil des Hofes selbst ist bereits im Zuge der Baumaßnahmen nach dem Gesamtkonzept neu gestaltet und gebaut worden.

Die vor Beginn der Sanierung formulierten Ziele:
- Sanierung und Erhaltung der historischen Gebäude
- Schaffung von Wohnraum durch Sanierung und Neubau
- Verbesserung des Wohnumfeldes
- Erhaltung des historischen Baugefüges und der städtebaulich bedeutsamen Raumkanten (Stadtgrundriß)

sind, um nur die wichtigsten zu nennen, erreicht worden. Der Abschluß der Sanierung steht bevor.

Sanierungsgebiet II »Holzhof«

Größe ca. 6,2 ha. Förmliche Festlegung voraussichtlich noch 1984. Das Gebiet »Holzhof« liegt in Nachbarschaft zum Gebiet »Spitalhof«. Es umfaßt den restlichen Teil des ehemali-

Abb. 6 Bebauungsvorschlag für Teilbereich Sanierungsgebiet 3 »Östlich und westlich des Rathauses« mit Blockinnenbebauung nach Betriebsauslagerung. Der ruhende Verkehr wird in einer Tiefgarage untergebracht mit zusätzlichen öffentlichen Stellplätzen (Entwurf und Zeichnung Moser, Nördlingen).

gen Bürgerspitals, das Gerberviertel und den Bereich um das »Klösterle«, eine ehemalige Barfüßerkirche. Im gesamten Bereich steht eine Verbesserung der Wohnqualität, des Wohnumfeldes und der Verkehrslenkung und -führung an. Im Bereich des »Klösterle« sind umfangreiche Baumaßnahmen mit öffentlicher Nutzung vorgesehen. Ein Bebauungsplanentwurf, der alle Maßnahmen städtebaulich und baulich ordnen soll, ist in Aufstellung. Schon im Vorgriff sind Baumaßnahmen durchgeführt worden, wie der Neubau eines Altenpflegebereiches im Altenwohnheim und Sanierung eines Gerberhauses mit Büro- und Wohnnutzung. Die Sanierung des maßstabprägenden Holzhofstadels für ein Geologiemuseum ist in der Vorbereitung.

Sanierungsgebiet III »Östlich und westlich des Rathauses«

Größe ca. 5,54 ha. Förmliche Festlegung 1980. Durch eine Betriebsauslagerung ist der große Innenbereich des Baublockes frei geworden. Der Bebauungsplanentwurf sieht dafür eine Wohnbebauung vor, die Zentrumsnähe mit Wohnqualität verbindet. Die Beratungen mit den Beteiligten über die dazu nötige Bodenordnung sind im Gange. In einem anderen Teilbereich wurde eine verkehrsberuhigte Zone zur Verbesserung des Wohnumfeldes geschaffen. Die Gebäude in diesem Teilbereich sind größtenteils nicht sanierungsbedürftig. Modernisierungen werden durch die Eigentümer selbst vorgenommen. Eine Voraussetzung dafür war die Steigerung der Wohnqualität durch die oben angesprochene Verkehrsberuhigung.

Beteiligung der Bürger

Bereits bei der Erstellung des Gutachtens zur Sanierung und Entwicklung wurde eine sozio-ökonomische Analyse erstellt. Diese wurde ergänzt durch eine soziologische und demographische Untersuchung für einen ausgewählten Teilbereich der Altstadt. Die Vertiefung erfolgte inhaltlich zusammen mit den weiteren vorbereitenden Untersuchungen zur Stadtsanierung in den einzelnen Sanierungsgebieten. Dabei wurden jedesmal die Bürger befragt und die Auswirkungen der Sanierung auf die Bevölkerung und die soziale Struktur der Bewohner untersucht. Weiterhin wurde allen Betroffenen im Rahmen des Aufstellungsverfahrens der Bebauungspläne die Möglichkeit gegeben, Anregungen und

Abb. 7 Neugestaltung des Straßenraumes mit Verkehrsberuhigung im Sanierungsgebiet 3 (Entwurf und Zeichnung Strauß, Nördlingen).

Bedenken vorzubringen, die in der Planung berücksichtigt worden sind. Im Sanierungszeitraum hat sich gezeigt, daß die beste Beteiligung der betroffenen Bürger und vor allem ihre Mitarbeit sich erreichen läßt, wenn alle Ziele und Planungen im Rahmen kleiner Stadtteilversammlungen erläutert und diskutiert werden. Die darauf beruhenden Ergebnisse sind die Gewähr dafür, daß nicht nur ein großer Teil der betroffenen Bewohner in den Planungsprozeß miteinbezogen wird, sondern auch ein größtmöglicher Konsens aller Beteiligten bei den durchzuführenden Maßnahmen erreicht wird.

Diese kurze Darstellung der Partizipation am Sanierungsprozeß darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß dies einer der wichtigsten und arbeitsintensivsten Bereiche der Stadtsanierung ist. Das Vertrauen der Betroffenen und die Transparenz aller Maßnahmen darzustellen, ist für das Zustandekommen von sinnvollen und guten Lösungen der Stadtsanierung von entscheidender Bedeutung. Dies kann nur bedeuten, über das gesetzlich vorgeschriebene Maß hinaus Information und Bürgerbeteiligung durchzuführen und dabei neue Formen und Wege zu beschreiten.

Beratung und Erstellung von Sanierungskonzepten durch die Stadtplanung

Bei allen Bürgerinformationen, Besprechungen und Beratungen zur Stadtsanierung hat sich herausgestellt, daß Kooperationsbereitschaft und zum Teil sogar die finanziellen Möglichkeiten der Eigentümer zur Mitwirkung vorhanden sind, jedoch bei der konkreten Durchführung einer Objektsanierung mit Voruntersuchung, Bestandsaufnahme, Erstellung des Nutzungskonzeptes, Planung und Finanzierung (Zuschüsse, Darlehen, Förderungsprogramme) oft große Unsicherheit besteht.

Um die Sanierung zu beschleunigen, hat sich deshalb die Stadt entschlossen, für Sanierungswillige Gesamtsanierungskonzepte für die einzelnen Objekte im Rahmen der Stadtsanierung zu erstellen. Ein solches Sanierungspaket enthält eine Bestandsaufnahme, eine Vorentwurfsplanung als Nutzungskonzept, einen Finanzierungsplan mit allen Darlehen und Zuschüssen, die im Rahmen der Sanierung zu diesem Objekt in Aussicht gestellt werden können. Durch weitere Verhandlungen wird dann festgestellt, ob die Sanierung entsprechend den vorgelegten Unterlagen durchgeführt werden kann. Ist dies möglich, so wird im Rahmen der weiteren Durchführung noch der Bauvorlageplan erstellt. Diese ganzen Leistungen werden im Rahmen der unrentierlichen Kosten nach dem Städtebauförderungsgesetz finanziert.

Der große Vorteil dieses Gesamtpaketes, das durch die Stadtplanung erstellt wird, ist für die Sanierungswilligen, daß viele Unwägbarkeiten ausgeschaltet werden und das Anfangsrisiko minimiert wird. Die Steuerung durch die Stadtplanung gewährleistet, daß die übergeordneten Ziele der Sanierung Eingang finden. Hierin besteht auch die Chance, weniger bemittelten Kreisen der Bevölkerung die Möglichkeit zu geben, im Rahmen der Stadtsanierung Eigentum und Wohnraum zu schaffen.

Durchgeführte Maßnahmen und Objekte

Die nachfolgend näher dargestellten Maßnahmen und Objekte können nur eine Auswahl sein, doch mit dem Hintergrund, an ihnen die speziell für Nördlingen geltenden Probleme aufzuzeigen. Dabei sollen die unterschiedlichen Vorgehensmöglichkeiten bei der Objektsanierung und des Neubaues erörtert werden, wobei durchaus unterschiedliche architektonische Auffassungen zu gültigen Ergebnissen führen.

Gerberhaus

Das Gebäude ist eines der markantesten erhaltenen Gerberhäuser der Stadt. Seine exponierte Lage und seine Gestalt prägen diesen Bereich. Das typische Merkmal, die Trockenböden mit Klappen zu erhalten und einer neuen Nutzung zuzuführen, war das Hauptanliegen der Denkmalpflege. Die Sanierung des Gebäudes war zugleich mit einer Funktionsän-

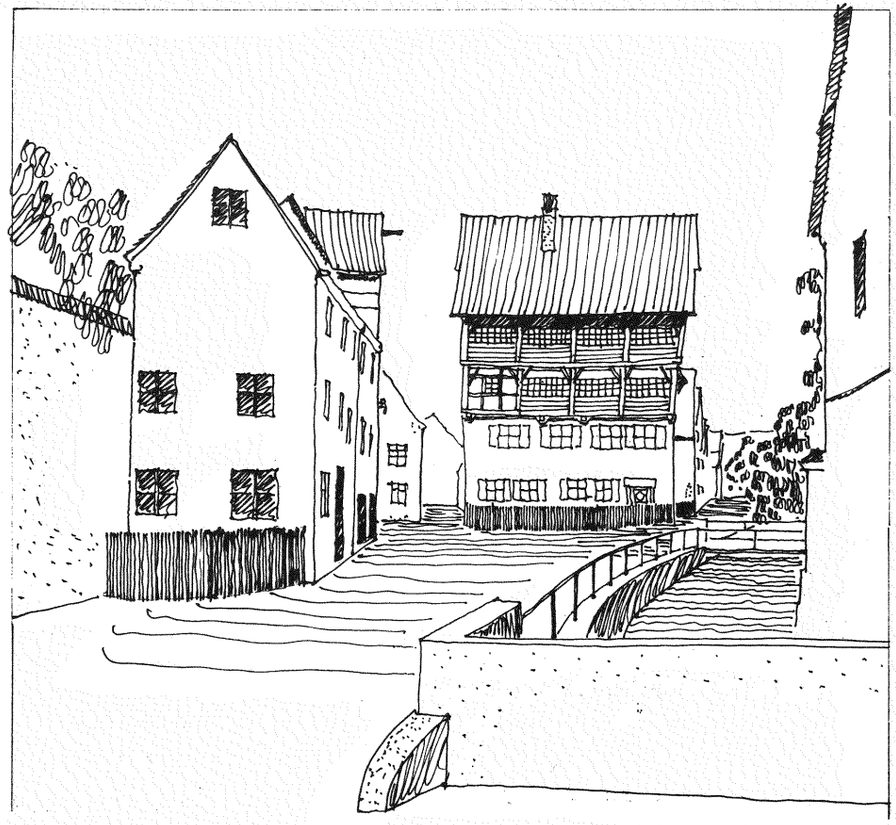


Abb. 8 Gerberhaus nach der Sanierung (Planung Moser, Nördlingen. Zeichnung Strauß).

derung verbunden. Die Erhaltung der Gestalt und der vorhandenen Bausubstanz und ihr Zustand mußten mit der neuen Funktion (Praxis, Architekturbüro, Wohnen) in Einklang gebracht werden. Diese neuen Nutzungen hatten zur Folge, daß zumindest in den beiden gemauerten Geschossen (Erdgeschoß, erstes Obergeschoß) Eingriffe in die historische Struktur unvermeidlich waren. Die historischen Umgänge, bei den Trockenböden angeordnet, ließen sich als Balkone nutzen. Im Winter wird zusätzlich eine Einfachverglasung eingehängt. So entsteht ein Wintergarten. Damit war die Erhaltung und die sinnvolle Integration dieses historischen Bauelementes in die neue Wohnnutzung erreicht.

Kontroverse Diskussionen über die Substanzerhaltung haben während der gesamten Bauzeit angehalten. Hauptpunkt war, in welchem Maße das historische Mauerwerk der beiden unteren Geschosse hätte erhalten werden können. Der bauliche Zustand und daraus folgende statische Probleme mußten zum Austausch des Mauerwerks führen. Der eingeschlagene Weg wird dennoch auch nach Vollendung der Modernisierung verschiedentlich angezweifelt. Eine Antwort, welche Wege zu allgemein gültigen und übertragbaren Lösungen führen, kann nicht gegeben werden. Dies muß sicher von Objekt zu Objekt neu diskutiert werden und steht mit in engstem Zusammenhang mit der alten und neuen Nutzung.

Paradiesgasse 4

Ein anderer Weg der Sanierungspraxis wird bei der Gesamtinstandsetzung des Anwesens Paradiesgasse 4 beschritten. Das stattliche Fachwerkhaus aus dem frühen 15. Jahrhundert beherrscht den nach Verlust des 1955 abgebrannten »Hafenhauses« freigewordenen Platz im Zentrum des alten Messe- und Kaufmannsviertels. Trotz vieler Umbauten hat sich hier vom tonnengewölbten Keller über eine Vielzahl von Häcksellehmgefachen mit originalen Putzen bis zum weitgehend erhaltenen abgestrebt-stehenden Dachwerk der größte und vielfältigste Bestand an spätgotischer Bausubstanz erhalten, der an Nördlinger Profanbauten überhaupt noch anzutreffen ist.

Dem Bemühen um weitgehende Substanzerhaltung kam das bescheidene Nutzungskonzept mit sechs kleinen Wohnungen und einem Kiosk – als letzter Laden am einst belebten Handelsplatz – sehr entgegen. Einige Räume mit interessanten Befunden konnten dem öffentlichen Erschließungsbereich zugeschlagen und konservierend im vorgefundenen Zustand bewahrt werden. Die Grundlage für Planung und Ausführung bildete eine umfassende Bestandsaufnahme, die ein Höchstmaß an Genauigkeit erlaubt und – von der Fotografie unerreichbar – den Sanierungs-Vorzustand mit allen Verformungen fixiert. Während der Bauarbeiten wird diese fortgeschrieben, so daß nach Abschluß der Arbeiten eine Altersausscheidung von Bauteilen vorgenommen und eine denkmalpflegerische Schlußbilanz gezogen werden kann. Ein Eingriff in historische Bausubstanz wird damit erstmals exakt quantifizierbar.

Hohe formale und konstruktive Anforderungen stellt die bis zu 80 cm aus dem Lot geratene, im Schatten des ehemaligen Hafenhauses wohl erhaltene und nun zur Platzfront

gewordene Südfassade. Die Unmöglichkeit, das gewachsene Wirrwarr an Fenster- und Fachwerkformen vereinheitlichend zu ordnen, wurde mit einer Vielzahl sensibel aufeinander abgestimmter Fenstergestaltungen zum Prinzip erhoben. Konstruktiven Witterungsschutz bietet das weit auskragende Dach; kräftige, auf Befunde gestützte Farbigkeit wird den Kontrast zwischen steinernem Sockelgeschoß und darüber aufstrebendem Holzbau unterstrichen. Die unterschiedlichen Zielsetzungen bei der Sanierung – Umnutzung eines historischen Gebäudes und damit Substanzverluste und weitgehende Substanzerhaltung durch gleiche Nutzung – zeigen das gesamte Spektrum der Objektsanierung. Zwischenformen sind der Normalfall.

Kaufhaus

In der Voruntersuchung zur Stadtsanierung werden als wichtigste Ziele die Stärkung der Altstadt für Dienstleistungen und die Randstadtbereiche für weitere Industrieansiedlung genannt. Durch die zentrale Lage der Stadt mit ihrem Einzugsbereich hat es in der Vergangenheit immer wieder Anfragen bei der Stadt für einen Kaufhausstandort gegeben. Solche Versuche sind wieder eingestellt worden, da die zur Verfügung stehenden Grundstücke entweder ungünstig gelegen oder zu klein waren. Im Herbst 1977 wurde die Stadt

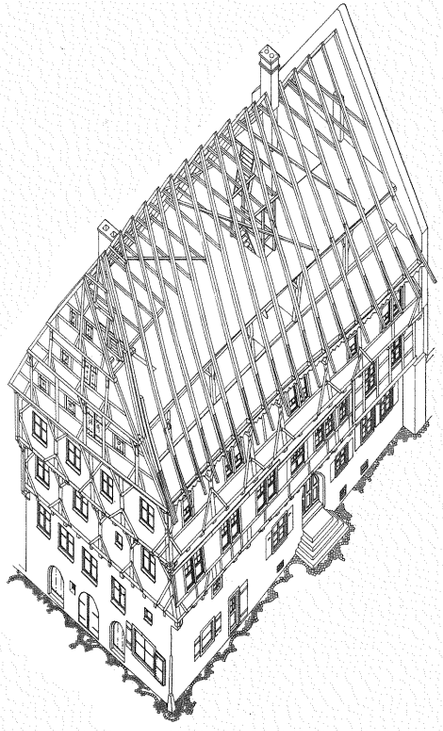


Abb. 9 Paradiesgasse 4. Die Ergebnisse der begleitenden Dokumentation bei der Sanierung des Wohnhauses Paradiesgasse 4 sollen in einer Serie von Isometrien dargestellt werden. Das Gebäude kann hierbei – graphisch – schichtweise seziert und mit seinen Befunden an ursprünglichen Konstruktionen, späteren Umbauten und den jüngsten Eingriffen umfassend verständlich gemacht werden. Das gezeigte Blatt gewährt einen abschließenden Überblick über die erhaltenden Dachkonstruktionen (Entwurf Neumann/Jördens München, Zeichnung Neumann).

überraschend vor die Tatsache gestellt, daß ein Konzern das Grundstück des ehemaligen »Deutschen Hauses« erworben hatte. Die Größe mit 2000 m² Grundstücksfläche reichte aus, ein kleineres Kaufhaus mit 3000 m² Verkaufsfläche zu errichten. Das Problem bestand nur darin, alle rechtlichen und planerischen Möglichkeiten auszuschöpfen, um mögliche Entwicklungen und Auswirkungen in gewünschte Bahnen zu lenken. Auf die raumordnerischen und planungsrechtlichen Belange kann an dieser Stelle leider nicht eingegangen werden.

In Kürze wurde der Stadt ein Entwurf des Kaufhauses vorgelegt, der von allen Beteiligten abgelehnt wurde. Bei allen Verhandlungen, die teilweise recht kontrovers geführt wurden, zeigte sich, daß Kaufhausmanager eine eigene Dynamik bei der Durchsetzung ihrer Vorstellungen entwickeln. Eine alte, im Vorfeld erhobene Forderung nach einem Architektenwettbewerb wurde rundweg abgelehnt wegen Mehrkosten und Bauverzögerung. Der Vorschlag des Verfassers, wenigstens zwei Plangutachten von qualifizierten Architekten ausarbeiten zu lassen, wurde dann angenommen, die Auswahl der Architekten ebenfalls.

Zusammen mit dem Landesamt für Denkmalpflege wurden die beiden Entwürfe bewertet und dem Stadtrat zur Meinungsbildung vorgelegt. Die Entscheidung fiel für den Entwurf Fremery/Tölke, der sich von Dachlandschaft, -material und Gliederung der Baumassen in das Stadtbild einfügt, ohne sich anzubiedern. Auch bei der architektonischen Gestaltung der Fassaden ist auf die Maßstäblichkeit und Gliederung der Stadt eingegangen worden. Es wird aber nicht verleugnet, daß es sich um ein neues Gebäude handelt. Auf eine Verbrämung mit »nachgebauten« historischen Details und eine architektonische Anbiederung (Tarnarchitektur), die leider bei solchen Gebäuden oft vorkommt, ist hier konsequent verzichtet worden. Die Diskussion über die gestalterische Qualität des Gebäudes dauert daher immer noch an. Die Gemeindeverordnung über die äußere Gestaltung baulicher Anlagen im Altstadtbereich war hier einfach überfordert. Sie ist handhabbar für kleinere Gebäude, aber nicht für Baumaßnahmen dieser Größenordnung. Außerdem können erfahrungsgemäß Gestaltungssatzungen bestenfalls die schlimmsten Entgleisungen verhindern, schaffen aber noch keine architektonische Qualität.

Altenpflegestation

Zum Erhalt der Funktion des Altenwohnheimes war es dringend nötig, fehlende Altenpflegeplätze zu schaffen. Die Baumaßnahme besteht aus dem Neubau des Bettengebäudes und der Sanierung zweier benachbarter historischer Häuser, in die alle Nebenräume und zusätzliche Betten unterzubringen waren.

Die städtebauliche und architektonische Problematik lag bei der Einfügung der Neubaumaßnahme in ihre historische Umgebung (Spitalkirche, Museum), ohne den Neubau zu verleugnen. Funktionelle Anforderungen ergaben sich durch Anbindung an das bestehende Altenheim. Bei der Baumaßnahme konnten schon, wenn auch nur im kleinen Rahmen, Erfahrungen bei der Translozierung eines Fachwerkgiebels gesammelt werden. Dies war

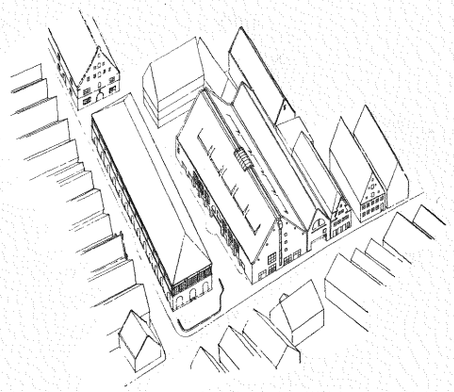


Abb. 10 Kaufhaus im Altstadtgefüge. Links »Neue Schranne« von 1865, dahinter »Alte Schranne« von 1601 (Entwurf und Zeichnung Fremery, Kopenhagen).

gerechtfertigt, um die geforderten baulichen Anbindungen herzustellen. Jetzt erfüllt er wieder die alte Funktion und ist in die neue Nutzung eingefügt.

Parkplatz Bauhofgasse

Die Errichtung dieses Parkplatzes ist eine der flankierenden Maßnahmen zur Stadtsanierung. Planungsziele waren die Schaffung von Kurzparkplätzen für Besucher (Verkehrsplan!), städtebauliche und denkmalpflegerische Einordnung in die Umgebung und die bauliche Einordnung (Maßstäblichkeit und Gestaltung, Material- und Farbgerechtigkeit).

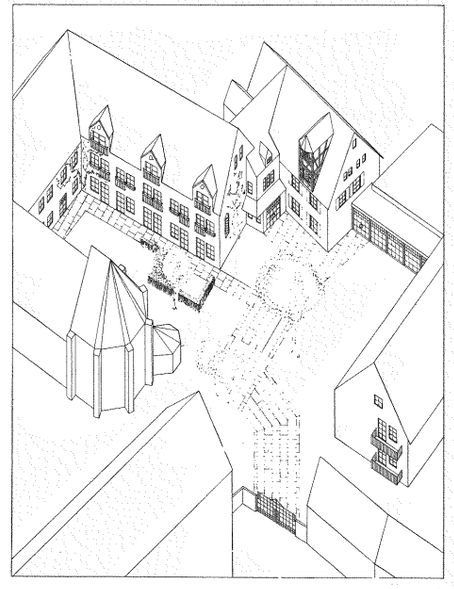


Abb. 11 Altenpflegestation, Sanierungsgebiet 2 »Holzhof«. Durch seinen zentrumsnahen Standort wird die Integration der Bewohner erleichtert. Persönliche Kontakte können damit aufrecht erhalten bleiben (Entwurf und Zeichnung Strauß, Nördlingen).

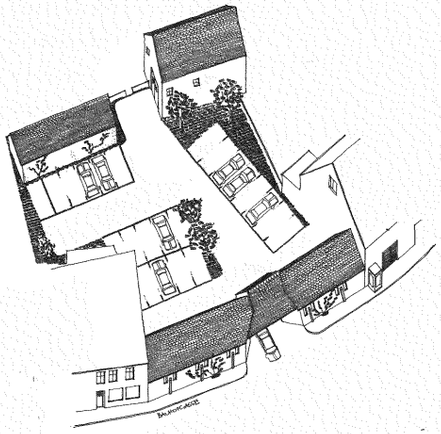


Abb. 12 Parkplatz Bauhofgasse (Entwurf und Zeichnung Strauß, Nördlingen).

Da es sich bei dem Grundstück um eine Baulücke im Altstadtbereich handelt, wurde eine Schließung durch eine erdgeschossige Straßenrandbebauung mit Satteldach vorgeschlagen. Die Betonung der Einfahrt erfolgte durch die gestalterische Hervorhebung einer Torsituation am Gebäude. Baumpflanzungen und Begrünung der Stellplätze runden die Gestaltung ab. Die Verwendung üblicher Materialien und eine entsprechende Farbgestaltung waren obligatorisch.

Spezifische Probleme der Stadtsanierung

In diesem Bericht über die Stadtsanierung soll auch deutlich werden, daß es zumindest in Nördlingen nicht damit getan ist, sich bei der Sanierung auf die festgelegten Gebiete zu beschränken, sondern es müssen alle Versuche unternommen werden, weitere Anregungen und Hilfen, planerischer und finanzieller Art, zu geben, damit auch zusätzliche Projekte durchgeführt werden können. Dies ist auch schon durch die Größe der historischen Altstadt gefordert, um nicht andere Teilbereiche stärker verkommen zu lassen. Es ist erklärtes Ziel, die gesamte Altstadt lebenswert zu erhalten. Alle Maßnahmen, ob im Sanierungsgebiet oder außerhalb, werden durch ein anpassungsfähiges Entwicklungskonzept begleitet.

Wie sich im Sanierungszeitraum herauskristallisiert hat, sind es immer nur kleinere Bereiche, deren Zustand Anlaß zur Sanierung geben. Dies betrifft den gesamten Altstadtbereich. Flächensanierung stand nie zur Debatte. Die Erfahrung hat gezeigt, daß nicht nur finanzielle Probleme die Sanierung bremsen, sondern auch die Bodenordnung. Der Konflikt eines rechtsverbindlichen, qualifizierten Bebauungsplanes im Sanierungsgebiet und das nötige, langwierige Änderungsverfahren einer Anpassung an andere Voraussetzungen wird hier nur angerissen. Die gesamte Stadtsanierung besteht fast nur aus Einzelobjekten.

Sie ist äußerst arbeits- und zeitaufwendig. Das Ausweichen auf andere Objekte ist oft nötig, um alles im Fluß zu halten. Die beachtliche Initialwirkung von einzelnen Maßnahmen auf die Sanierungsfreude und ihre Beispielwirkung sei hier nur am Rande erwähnt.

Dadurch, daß Veränderungen am Stadtgrundriß (ersatzloser Abbruch von Gebäuden) so gut wie nicht möglich sind, kommt der Verkehrsführung und -lenkung erhöhte Bedeutung zu. Um die Sanierungsziele (Wohnqualität und -umfeld, Belebung der Geschäftsbereiche) zu erreichen, ist eine fortdauernde Auseinandersetzung mit den Belangen des Verkehrs verbunden. Die auftretenden Konflikte werden auch immer heftig und kontrovers diskutiert. Trotzdem darf nicht gescheut werden, bei den in Abständen notwendigen Überprüfungen der Ziele und der daraus abgeleiteten Maßnahmen auch nötige Änderungen in der Verkehrsführung aufzugreifen. Dies ist schon bedingt durch die Anpassung an veränderte Voraussetzungen. Die Prozeßhaftigkeit der Sanierung sei an dieser Stelle nochmals besonders betont.

Erfahrungen bei der Objektsanierung zeigen, daß eine fachkundige, intensive Betreuung vonnöten ist. Diese erstreckt sich über eine genaue Bestandsaufnahme, Planung und

Abb. 13 Fußgängerzone mit Blick auf den Chor der St.-Georgs-Kirche (Entwurf und Zeichnung Strauß).

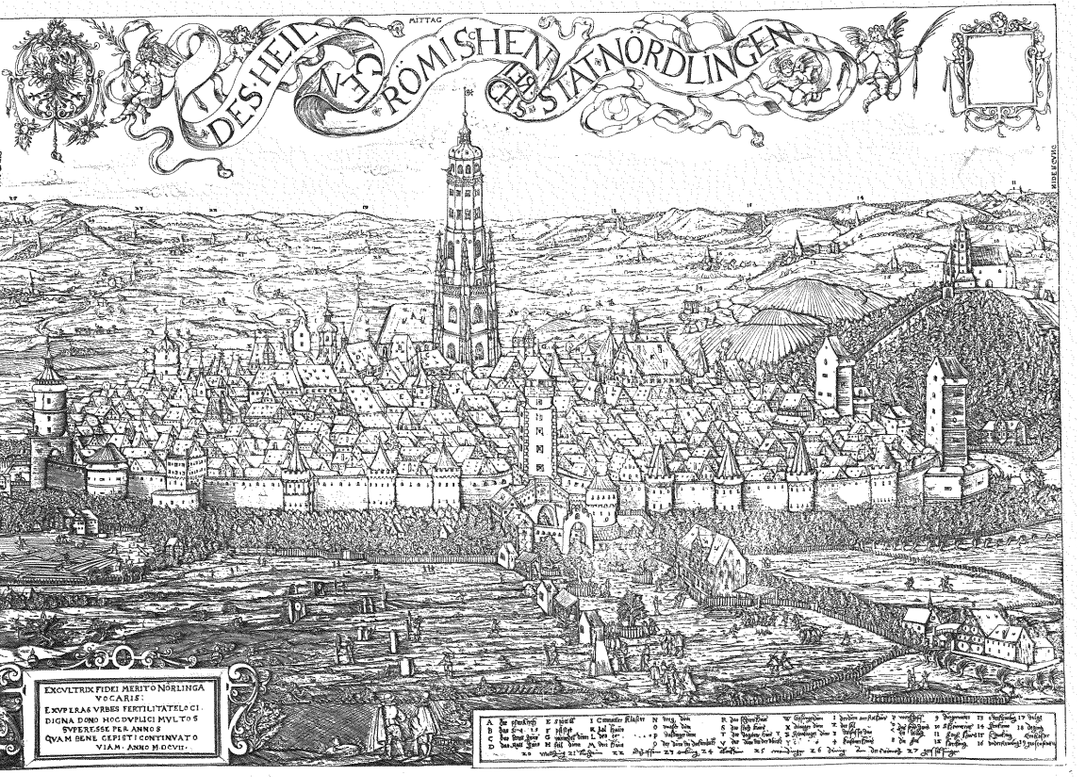


Abb. 14 Des Heiligen Römischen Reiches Stadt Nördlingen 1607, von Hans Conrad Wörlen. Nach dem Original im Stadtarchiv Nördlingen.

Bauleitung. Die Fülle der Einzelentscheidungen, die erst vor Ort getroffen werden können, bedingt eine weit intensivere Betreuung in der ganzen Bauzeit als es bei Neubauten nötig ist. Denkmalpflegerische Belange sind bei jeder Baumaßnahme in der Altstadt zu berücksichtigen. Die gesamte historische Altstadt innerhalb der Stadtmauer steht unter Ensembleschutz. Dieser berührt vor allem städtebauliche Kriterien, wie Stadtgrundriß, Baumasse, Maßstäblichkeit, Anzahl der Geschosse, Dachneigung und Form. Es ist aber die Anzahl von ca. 320 Einzeldenkmälern, zum Großteil Häuser aus dem 15. und 16. Jahrhundert, die in ihrer Gesamtheit das kulturhistorische Erbe darstellen, und die es gilt, in ihrer Substanz zu bewahren. Das Geringe bedarf oft mehr des Schutzes als das Bedeutende. Selbstverständlich wird es im Stadtorganismus immer Veränderungen geben müssen, damit seine Lebensfähigkeit erhalten bleibt. Ein bewohntes Museum kann nicht das Ziel sein. Doch die Werte, die darin enthalten und unser aller Erbe sind, bürden uns allen große Verantwortung auf.

Abb. 14 Die Stadt Nördlingen 1549 von Hans Rudolf Manuel Deutsch. Nach der Reproduktion des Verlags Dr. Alfons Uhl, Nördlingen.

Literaturhinweise

I. Stadtplanung / Sanierung

1. Nördlingen – Sanierung, Entwicklung.
   Institut für Städtebau, Landesplanung und Raumordnung, Technische Universität München, 1974
2. Gesamtverkehrsplan Stadt Nördlingen 1976, Prof. Dipl.-Ing. Karlheinz Schaechterle, Baurat a. D. Guido Holdschuer, Ulm 1976
3. Sanierungsgebiet I, »Spitalhof«
   Sanierungsgebiet II, »Holzhof«
   Sanierungsgebiet III, »Östlich und westlich des Rathauses«
   Vorbereitende Untersuchungen zur weiteren Vorbereitung der Sanierung Herman Moser + Partner, Nördlingen
   Landeswohnungs- und Städtebaugesellschaft Bayern, Zweigstelle Augsburg
4. Strauß, Ottmar. Die Angst vorm Kaufhaus in: Bauwelt Heft-Nr. 4/82

II. Geschichte, Kultur

1. Keßler, Hermann. Die Stadtmauer der Freien Reichsstadt Nördlingen. Nördlingen 1982
2. Mann, Golo. Der Dreißigjährige Krieg und die Schlacht bei Nördlingen, Nördlingen 1984
3. Monninger, Georg. Was uns Nördlinger Häuser erzählen. Nördlingen 1984. Nachdruck der Erstausgabe 1915
4. Öhm, Roland. Nördlingen – Einst und jetzt. Nördlingen 1981
5. Rieser Kulturtage e.V., Hrsg. Rieser Kulturtage Dokumentation
   Band I / 1976, München 1977
   Band II / 1978, München 1979
   Band III / 1980, Nördlingen 1981
   Band IV / 1982, Nördlingen 1983
6. Schmid, Elmar, D. Nördlingen – die Georgskirche und St. Salvator. Stuttgart/Aalen 1977
7. Zipperer, Gustav Adolf. Lebenslauf einer schwäbischen Stadt. Nördlingen 1979

Finanzierung / Sanierungskosten

Sanierungsgebiet I

I. Gesamtkosten bis einschließlich 1983	in Tausend
1. Vorbereitende Untersuchungen	71
2. Grunderwerb	467
3. Ordnungsmaßnahmen	582
4. Baumaßnahmen	
Neubau Wohnungen Feuerwehrgerätehaus	614
Modernisierung und Instandsetzung von Gebäuden	892
Sanierung Spitalmühle	1022
5. Betriebsverlagerung	239
6. Planungskosten	166
gesamt	4053

II. Finanzierung	
1. StBau-Mittel Bund/Land	1152
2. Städtische Eigenmittel	683
3. Konjunkturprogramm 1974/75 und ZIP 1977–1980	600
4. Öffentl. geförderter Wohnungsbau für Modernisierung und Ausbau	270
5. Öffentl. geförderter sozialer Wohnungsbau	267
6. Sonstige Mittel und Zuschüsse	1081
gesamt	4053

Sanierungsgebiet III

I. Gesamtkosten bis einschl. 1984	in Tausend
1. Vorbereitende Untersuchungen	56
2. Grunderwerb	822
3. Ordnungsmaßnahmen, Erschließung	918
4. Baumaßnahmen	
Modernisierung und Instandsetzung von Gebäuden	1569
Modernisierung und Instandsetzung gemeindeeigener Gebäude	1319
5. Betriebsverlagerung	925
6. Planungskosten	179
gesamt	5788

II. Finanzierung	
1. StBau-Mittel Bund/Land	2490
2. Städt. Eigenmittel	1614
3. Sonstige Mittel und Zuschüsse	1684
gesamt	5788

Nördlingen die herrliche alte Reichsstadt an der Romantischen Straße

Ihre Tagung fehlt uns noch!

Individueller Tagungs- u. Kongreß-Service;
attraktive Rahmenprogramme für jede Zielgruppe.

Sie werden sich wundern!

Fordern Sie die Tagungsmappe an beim
Städt. Verkehrsamt · Marktplatz · 8860 Nördlingen · Tel. (09081) 84116

Die Autoren

Burkhard Hofmeister ist, nach einem Studium an der FU Berlin und den Universitäten Wisconsin und Utah, seit 1971 Professor für Geographie an der TU Berlin. Von 1979 bis 1982 Vorsitzer der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin; Ehrenmitglied der Société de Géographie de Paris. Bisher erschienene Bücher: Stadtgeographie (1969, [4]1980), Fischer Länderkunde Nordamerika (1970), Stadt und Kulturraum Angloamerika (1971), die USA (1973, gemeinsam mit H. W. Friese), Berlin, eine geogr. Strukturanalyse der zwölf westlichen Bezirke (1975), Die Stadtstruktur (1980). Mitglied des Redaktionskollegiums dieser Zeitschrift.

Gerd Albers, Dr.-Ing., geboren 1919 in Hamburg, studierte nach Kriegsdienst Architektur in Hannover und Städtebau in Chicago, promovierte 1958 in Aachen. Von 1952–1962 Kommunaldienst im Stadtplanungsamt Ulm, als Leiter des Stadtplanungsamtes Trier, als Chef der Bauverwaltung Darmstadt. 1961 Berufung auf den Lehrstuhl für Städtebau, Orts- und Landesplanung (jetzt Städtebau und Regionalplanung) der TU München. Mitgliedschaften: Deutsche Akademie für Städtebau und Landesplanung (Vizepräsident), Akademie für Raumforschung und Landesplanung, Bayerische Akademie der Schönen Künste (1974–1983 Präsident), Internationale Gesellschaft der Stadt- und Regionalplaner (1975–1978 Präsident). Zahlreiche städtebauliche Veröffentlichungen.

Andrzej Tomaszewski, geboren 1934 in Warschau, hat in Warschau Kunstgeschichte und Architektur studiert und ist seit 1977, nach Studienaufenthalten in Poitiers und Rom, nach Promotion und Habilitation (»Romanische Kirchen mit Westemporen in Polen, Böhmen und Ungarn«), Universitätsprofessor der Architekturgeschichte an der TU Warschau. Mitglied u. a. der Polnischen Akademie der Wissenschaften, der Polnischen UNESCO-Kommission und des Polnischen Nationalkomitees von ICOMOS. Seit 1981 Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin. In seinen rund 60 in verschiedenen Sprachen erschienenen Veröffentlichungen hat er sich besonders der Bauarchäologie, der Baugeschichte verschiedener Epochen und der Konzeption und Verwirklichung denkmalpflegerischer Projekte zugewandt.

Magnus Backes, 1930 in Köln geboren, hat nach einem Kunstgeschichts- und Archäologiestudium in Köln von 1962 bis 1964 an der Neuauflage des Dehio-Bandes Hessen mitgearbeitet. Nach seiner Tätigkeit im Landesamt für Denkmalpflege Rheinland-Pfalz von 1964 bis 1973, wo er die Leitung der Inventarisation, des Arbeitsbereiches Bauleitplanung und Stadtsanierung und der praktischen Denkmalpflege innehatte, wurde er ins Bayerische Landesamt für Denkmalpflege berufen (1973–1982), wo er zuletzt Stellvertreter des Generalkonservators war. Seit 1983 ist er Leiter des Landesamtes für Denkmalpflege Rheinland-Pfalz und der Verwaltung der Staatlichen Schlösser Rheinland-Pfalz in Mainz.

Dipl.-Ing. Ottmar Strauss (1950) hat Architektur mit Vertiefungsrichtung Städtebau an der Fachhochschule Nürnberg und an der Technischen Universität München studiert. Er hat in mehreren Veröffentlichungen und Vorträgen vor allem zu den Problembereichen Stadtsanierung und Denkmalpflege Stellung genommen. Seit 1977 ist er Stadtplaner der Stadt Nördlingen mit Schwerpunkt Entwicklungsplanung und Stadtsanierung. 1982 hat er die Zweite Staatsprüfung der Fachrichtung Städtebau abgelegt.

Notizen

Ausgrabungen

Als eine »archäologische Sensation ersten Ranges« hat ein Sprecher des Mainzer Kultusministeriums die *Ausgrabungen eines möglicherweise karolingischen Höhenklosters* in Stromberg im Kreis Bad Kreuznach bezeichnet. Nahe der Kreuzung zweier Römerstraßen wurden dort die Grundmauern einer Kirche aus ottonischer, möglicherweise auch karolingischer Zeit sowie die nahezu zwei Meter dicken Umfassungsmauern einer Anlage freigelegt, die wahrscheinlich zu einem Kloster gehörte. Der Boden der Kapelle, die zwei Stockwerke gehabt haben könnte, ist mit Tonziegeln aus römischer Zeit bedeckt. In der Mitte vor der Apsis stießen die Archäologen unter der Leitung des Mainzer Denkmalpflegers Rupprecht auf ein Mosaik in Rosettenmuster, gebildet aus 250 geschliffenen schwarz-weißen Steinplättchen. Der Mainzer Theologe und Kunsthistoriker Böcher ist wie Rupprecht der Ansicht, daß es sich bei diesem Fund am Fuße des Stromberger »Pfarrköpfchens« nahe der Autobahn Ludwigshafen – Koblenz um einen der höchst seltenen Kirchenbauten in Deutschland aus dem 8. Jahrhundert handelt.

Der Umbau von Landshuts gotischer Altstadt gerät immer mehr zum Anschauungsunterricht in Geschichte. Fachleute des Landesamtes für Denkmalpflege fanden jetzt das *wahrscheinlich erste Rathaus der Landshuter aus dem frühen 13. Jahrhundert.* Wie die Ausgrabungen ergaben, konnte der Kirchenbaumeister Hans Stethaimer seinerzeit das Landshuter Münster auf die Rathausmauern setzen.

Etwa dreißig Meter vom alten Rathaus entfernt, stießen Arbeiter auf eine ovale Fläche, in deren Mitte ein tiefer Schacht mit wasserundurchlässigen Mauern eingelassen ist: der alte Stadtbrunnen, vermuten die Fachleute, zumal historische Schriftstücke die Lage des Brunnens an diesem Platz beschreiben. Für den Landshuter Stadtrat ist wichtig, daß die Archäologen die vorgegebene Grabungszeit von zwei Wochen nicht überschreiten. Die Stadtväter fürchten, daß die Umbauarbeiten nicht rechtzeitig zur »Landshuter Hochzeit 1475« im nächsten Jahr fertiggestellt werden.

Am östlichen Ortsrand von Zuchering, einem Gemeindeteil der oberbayerischen Stadt Ingolstadt, ist eine *Totenstadt aus der Urnenfelderzeit* entdeckt worden. Sie wird ungefähr auf das Jahr zwölfhundert vor Christus datiert. Aufgrund von Bernsteinfunden und Stilelementen, die aus mediterraner Stierkultur stammen, läßt, so meint der Archäologe Karl-Heinz Rieder, diese in Süddeutschland größte bisher bekannte Nekropole Rückschlüsse auf Kontakte zu Norddeutschland und dem Mittelmeerraum zu. Auf dem riesigen Areal dieses Gräberfeldes, das in der nächsten Zeit durch eine Ortserweiterung überbaut werden soll, stieß man bishehr auf gut einhundert Gräber: Von der einfachen Grabgrube bis zu großen rechteckigen Einfriedungen für die Bestattung offensichtlich höher gestellter Personen mit zum Teil prunkvollen Grabbeigaben – etwa einer bronzenen Schöpftasse mit stilisiertem Stierkopf. Aufmerksam wurde man auf dieses Gräberfeld unter anderem durch Luftaufnahmen, mit denen Archäologen die Ingolstädter Donauniederung schon seit einigen Jahren erforschen. Man hofft jetzt auf eine Vielzahl neuer Einsichten zur Urnenfelderzeit.

Handwerk und Denkmalpflege

Mit ihrem europäischen Kongreß »Handwerk und Denkmalpflege«, der Anfang Juni 1984 in Würzburg stattfand, wollten der Europarat und der Zentralverband des Deutschen Handwerks auf die wachsende Bedeutung des Denkmalschutzes und die daraus erwachsenden Aufgabenstellungen für das Handwerk aufmerksam machen.

Allein in der Bundesrepublik Deutschland wird die Zahl der im Sinne der Denkmalschutzgesetze erhaltenswerten Baudenkmäler auf annähernd eine halbe Million Einzelgebäude und mindestens 1,5 Millionen Gebäude in Gesamtanlagen geschätzt. Rund 15 Prozent unserer gesamten Bausubstanz ist denkmalpflegerisch schutzbedürftig und muß gepflegt und unterhalten werden.

Nicht nur dem Staat, auch dem Handwerk erwachsen daraus besondere Verpflichtungen. In der abschließenden »Würzburger Erklärung« wird deshalb eine Wiederbelebung der Handwerksberufe in der Denkmalpflege angestrebt. Bei der Grundausbildung und Fortbildung des Handwerkers in der Denkmalpflege wird ein Abschluß mit geeigneten Diplomen entsprechend dem Qualifikationsstand gefordert. Schließlich werden innerhalb dieser Erklärung die Politiker aufgerufen, im Rahmen bestehender internationaler Verträge und Abmachungen sowie der nationalen Gesetzgebung gegen die Luftverschmutzung vorzugehen.

Denkmale als Kulturgüter

Eine *Klassifizierung von Kulturgütern* im Falle von bewaffneten Konflikten halten die Mitglieder des Deutschen Restauratoren-Verbandes für irreführend. Während ihrer Jahrestagung in Marburg lehnten die Restauratoren in einer mit großer Mehrheit verabschiedeten Resolution die 1954 gefaßte Haager Konvention ab, in der Kulturgüter in die Kategorien »erhaltenswert« und »verzichtbar« eingestuft und gekennzeichnet werden.

Die Restauratoren sehen in dieser Klassifizierung ein Vorgaukeln von Überlebenschancen nach einem nuklearen Krieg. Dabei würde der Trugschluß entstehen, daß nach einem Atomkrieg die geschützten Kulturgüter zur Erbauung der Überlebenden wieder hervorgeholt werden könnten. Die Restauratoren wenden sich außerdem gegen den Bau von Schutzbunkern für Kunstgegenstände. Im Verteidigungsfall müßten dann die Kunstgegenstände mit Waffengewalt gegen die schutzsuchende Bevölkerung verteidigt werden.

An der diesjährigen VII. Generalversammlung des Internationalen Rates für Denkmale und Denkmalbereiche (ICOMOS), die in Rostock und Dresden stattfand, haben Vertreter von 41 Ländern teilgenommen. Insgesamt hat ICOMOS rund 3200 Mitglieder und unterhält in 67 Ländern Nationalkomitees.

In der abschließenden *»Erklärung von Rostock und Dresden«*, die mit einem allgemeinen Appell für Frieden, Sicherheit, Abrüstung, Entspannung, Vertrauen und Völkerfreundschaft beginnt, ruft ICOMOS alle Nationen zur Intensivierung des Denkmalschutzes auf und dazu, diese Traditionspflege politisch, moralisch und finanziell zu unterstützen. Denkmale, so heißt es, vermittelten den Völkern ihre »kulturelle Identität«, seien aber auch »wichtiger Bestandteil des Weltkulturerbes«.

Die Erklärung hat drei Teile. Der erste Teil ist der Gefährdung der Denkmale durch Umwelteinflüsse gewidmet. Verlangt werden langfristige Konzepte. Der zweite Teil verweist darauf, daß Denkmale Beiträge zur Lebensqualität darstellen, daß sie aus diesem Grunde zugänglich sein und angemessen genutzt werden sollten. Schließlich geht die Erklärung auf das geistige Verhältnis zu Denkmalen ein. Man hofft, die Denkmale sollten heutige Architekten und Städteplaner in ihrer Arbeit inspirieren.

Zum neuen Präsidenten des Internationalen Rates für Denkmale und Denkmalbereiche wurde der Franzose Michel Parent gewählt. ICOMOS beschloß weiterhin, die Denkmalpflege in der Dritten Welt besonders zu fördern. Schwerpunkte der Arbeit sollen nach Afrika, Süd- und Ostasien sowie nach Südamerika verlegt werden. Besonders begrüßte man, daß nun auch in Australien, Kuba und Sri Lanka Nationalkomitees gegründet wurden.

Saniert und renoviert

Die syrische Generaldirektion der Antiken und Museen hat Marcell Restle von der Ludwig-Maximilians-Universität München damit beauftragt, zwei historisch wertvolle Bauten der Hauptstadt Damaskus photogrammetrisch zu

vermessen. Das Münchner Institut für Byzantinistik, dem Marcell Restle angehört, verfügt über ein modernstes photogrammetrisches Auswertungssystem auf der Basis eines Mikrocomputers. Mit dem Verfahren einer photogrammetrischen Plandokumentation ist es möglich, die tatsächlichen architektonischen Gegebenheiten eines Gebäudes genauestens zu erfassen.

Hierzu bietet sich jetzt in *Damaskus während der Altstadtsanierung* Gelegenheit, da durch den Abriß einiger Bazarstraßen, der sogenannten »Suks«, freier Zugang zu wichtigen Baudenkmälern der Stadt entstand, wie nun eben auch zur Zitadelle aus dem dreizehnten nachchristlichen Jahrhundert und zur Omaijadenmoschee des Kalifen al Walid, die nach dem Abriß der byzantinischen Kirche Johannes des Täufers in der ersten Hälfe des achten Jahrhunderts errichtet worden war.

Der am Ufer des Neckars gelegene Turm im Haus des einstigen Tübinger Schreinermeisters Ernst Zimmer, in dem *Friedrich Hölderlin* von 1807 bis zu seinem Tod im Jahre 1843 gelebt hat, wird umgebaut und renoviert. Das Treppenhaus und Hölderlins Zimmer im Obergeschoß sollen soweit wie möglich ihren ursprünglichen Zustand wiedererlangen. Ferner wird das Hölderlin-Museum im Erdgeschoß zu einer Veranstaltungs- und Begegnungsstätte erweitert. Mit den Arbeiten ist bereits begonnen worden, zum Jahresende sollen sie abgeschlosen sein. Die Finanzierung des mit einer halben Million Mark veranschlagten und seit langem geplanten Vorhabens hat neben öffentlichen Geldern eine Spende der Robert-Bosch-Stiftung ermöglicht.

Nachdem das Hölderlin-Haus in Bad Homburg im vergangenen Herbst entgegen den Zusagen der Stadt abgerissen wurde, ist der Tübinger Hölderlin-Turm das einzige Gebäude, das heute noch an den Dichter erinnert.

Die *Zisterzienserabtei Walkenried* (Südharz) wurde nach mehrjährigen Sanierungsarbeiten wieder für das Publikum zugänglich. In dem neuen kulturellen Zentrum werden neben den »Walkenrieder Kulturtagen«, einer Ausstellung über Die Zisterzienser – Ordensleben zwischen Ideal und Wirklichkeit« bis in den Oktober hinein eine Reihe von Konzerten und Lesungen auf dem Veranstaltungsprogramm stehen.

Veranstaltungen

Die *»Union Internationale des Architectes«*, UIA, veranstaltete im September im Rahmen der Internationalen Bauaustellung in Berlin einen Kongreß zum Thema »Integration städtischer Funktionen in die Stadt«. Es wurde jeweils ein Tag den Gebieten Städtebau, Wohnungswesen, Arbeitsstätten, Bauten des Gesundheits- und Bildungswesens, Kultur, Sport, Freizeit und Kommunikation gewidmet. Die UIA ist der Weltverband meist freiberuflicher Architekten mit etwa 800000 Mitgliedern, der Anfang der fünfziger Jahre gegründet wurde und der UNESCO angeschlossen ist.

Zum Ausklang des Jubiläumsjahres »2000 Jahre Stadt Trier« veranstaltete die Moselstadt vom 24. August bis zum 18. November eine repräsentative Ausstellung moderner Malerei. Gezeigt werden achtzig großformatige Bilder von vierzig europäischen Künstlern, weltbekannten wie Karel Appel, Antonie Tapiès, Frank Auerbach, Pierre Alechinsky, Hantei, Peter Klasen, Erro Pincemin, Emil Schumacher, Paladino, Dorazio sowie auch von jungen, noch unbekannten Malern. Die Ausstellung, die den Namen »Spuren und Zeichen« trägt, soll die Malerei der Gegenwart bewußt als Erbe abendländischer Tradition zeigen. Die Schau findet in den Räumen einer ehemaligen Tuchfabrik statt, die unter dem Namen »Trierer Kulturfabrik« erst in diesem Jahr als Ausstellungshaus eingerichtet wurde.

Zum Thema »Stadt und Umwelt« veranstaltete die Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumordnung in Zusammenarbeit mit verschiedenen Architektenverbänden (BDA, BDLA, SRL) am 25. und 26. Oktober ein wissenschaftliches Kolloquium in Bonn. Da die Umweltsituation in den Städten von der Öffentlichkeit zunehmend als Problem empfunden wird, sollte das Forschungskolloquium nicht nur dazu beitragen, die umweltpolitischen Problemfelder zu bestimmen und die bisher eingeleiteten Maßnahmen auf ihre Wirksamkeit hin zu überprüfen, sondern auch Vorschläge zur Fortentwicklung bestehender Planungsinstrumente entwickeln, Erfahrungen über Durchsetzbarkeit und Wirkung bestimmter Maßnahmen in der Praxis austauschen und neue Forschungsansätze formulieren. Der Bundesminister für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau, Oscar Schneider, hat das Kolloquium mit einem Grundsatzreferat über städtebauliche Perspektiven für den Umweltbereich eingeleitet.

Preise und Auszeichnungen

Der *Europa-Preis für Landespflege* wurde von der Johann-Wolfgang-von-Goethe-Stiftung in Basel Adam und Myrrha von Aretin verliehen. Der Preis ist mit 20000 Schweizer Franken dotiert. Der Präsident der Stiftung, Alfred Toepfer, hob in seiner Würdigung hervor, das Ehepaar habe in vorbildlicher Weise ökologischen Waldbau und wirtschaftliche Waldnutzung miteinander verbunden. Die Peter-Joseph-Lenne-Medaille in Gold erhielt Jean Droste (Paris) für seine Mitarbeit im Naturschutz.

Der Villa Ichon in Bremen ist vom deutschen Nationalkomitee für Denkmalschutz der *diesjährige Preis für Denkmalschutz* zuerkannt worden. Der Preis, eine silberne Halbkugel, wurde am 8. November in Trier übergeben. Die Villa, die vor rund hundert Jahren im historisierenden Stil umgebaut worden war und anschließend dem Bremer Theater als Dependance und Direktorenwohnhaus diente, war 1981 in »ruinösem Zustand« von der Stadt Bremen an vier Kaufleute und einen Architekten verkauft worden. In mehr als einjähriger Arbeitszeit und mit einem Kostenaufwand von 1,5 Millionen Mark wurde sie mit Unterstützung des Landesdenkmalpflegers restauriert.

Klarstellung

In Heft 2/84 dieser Zeitschrift hat Herr Volker Roscher das von Hartmut Frank und Dirk Schubert herausgegebene »Lesebuch zur Wohnungsfrage« (1983) rezensiert und dabei Hans Bernhard Reichow erwähnt, »der Siedlungs- und KZ-Planungen einheitlich hielt« (S. 192). Auf Rückfrage eines Lesers, der feststellt, Reichow sei damit mit KZ-Planungen in Verbindung gebracht und mithin in ein schiefes Licht gerückt worden, antwortet der Rezensent, Herr Volker Roscher, mit dem Vorschlag, den Nebensatz Heft 2/84, S. 192, rechte Spalte, siebte Zeile von unten nach dem Semikolon wie folgt zu korrigieren: »ebenso Hans Bernhard Reichow, dessen »Stadtzelle« von 1941 m.E. Ähnlichkeit mit der Planung des KZ Auschwitz II aufweist«.

Besprechungen

HAMBURG, *Geschichte der Stadt und ihrer Bewohner, herausgegeben von* WERNER JOCHMANN *und* HANS-DIETER LOOSE, *Bd. I. Von den Anfängen bis zur Reichsgründung, hrsg. von* HANS-DIETER LOOSE, *Hamburg: Hoffmann und Campe 1982, 560 S., 57 Abb., DM 120,–.*

Stadtgeschichtliche Darstellungen haben heute zweifelsohne Konjunktur. Inzwischen sind verschiedene Modelle stadtgeschichtlicher Darstellungen entwickelt worden. Es hat sich gezeigt, daß die große Einzelleistung in Zukunft wohl die Ausnahme bleiben wird, wie das z. B. bei der geplanten vierbändigen Geschichte Bremens von Herbert Schwarzwälder, drei Bände liegen bereits vor, der Fall ist.

Vielfach haben sich Autorengemeinschaften verschiedenster Provenienzen zum gemeinsamen Handeln zusammengefunden, dessen Ausgang allerdings nicht immer glücklich war, wie die jetzt seit über einem Jahrzehnt vorliegenden Erfahrungswerte zeigen. Angesichts dieser Erfahrungen und sicherlich auch angeregt durch Initiativen und Hilfen des Deutschen Instituts für Urbanistik haben derartige Autorengemeinschaften jedoch in der jüngsten Zeit mit größerem Erfolg gearbeitet als in der Vergangenheit. Es scheint zumindest häufiger gelungen zu sein, Autoren auf Zielsetzungen festzulegen, wie das jüngst bei einer Darstellung anläßlich des Dortmunder Stadtjubiläums der Fall gewesen ist.

Diese hamburgische Geschichte, herausgegeben von Hans-Dieter Loose und Werner Jochmann, will u. a. als handbuchartiges Informationsmittel gelten. Eine derartige Beschränkung hat ihre Berechtigung, denn schwerlich ließe sich die ganze Vielfalt der Geschichte Hamburgs von den Anfängen bis 1888 in einem Band zusammendrängen. Diese Selbstbescheidung hat überdies erhebliche Vorteile. Dadurch werden die Konturen der Geschichte Hamburgs schärfer. Die Autoren müssen sich größere Distanz zu den Ereignissen abverlangen. Von ihnen werden mehr Wertungen und Akzentuierungen erwartet.

Auch treten auf diese Weise die gestaltenden Kräfte und entscheidenden geschichtlichen Entwicklungen Hamburgs deutlicher hervor. Nicht zuletzt daher ist es dem Leser möglich, in angemessener Zeit ein gültiges und durchaus detailliertes Bild der hamburgischen Geschichte zu gewinnen.

Die einzelnen Beiträge lassen Forschungsschwerpunkte und Individualität der einzelnen Bearbeiter spüren. Dennoch – das ist deutlich festzustellen – bemerkt man die Regie des Ganzen, die mit Erfolg bemüht war, die Beiträge aufeinander abzustimmen und miteinander zu verknüpfen. So wirkt es außerordentlich informativ, wenn in den Beiträgen an entsprechenden Stellen die Einwohnerzahlen Hamburgs angegeben werden. Es ist durchaus von Interesse, daß Hamburg mit 40000 Einwohnern um 1600 die größte Stadt im Norden des damaligen deutschen Reiches war. Wie bekannt, überflügelte Hamburg an Fläche und Einwohnerzahl erst im beginnenden 13. Jahrhundert Stade und war im ganzen Mittelalter hindurch Lübeck an Größe und Einwohnerzahl erheblich unterlegen. Wiederholungen mögen gelegentlich stören, doch diese sind durchaus nützliche Orientierungs- und Gedächtnishilfen für den Leser.

Hamburgs Frühzeit bis 1300 bestreitet auf etwa 70 Seiten Klaus Richter. In gedrängter Kürze gelingt es ihm, anschaulich, einprägsam und mit Akribie das Werden Hamburgs von der Wiksiedlung bis zur vollen Ausbildung der Stadt darzustellen. Bemerkenswert ist, daß er die vielfältigen historischen und geographischen Bezüge nicht vergißt, in die Hamburg eingebettet war. Die Entstehung der Wiksiedlung Hamburg kann dabei nahezu paradigmatisch für gleichlaufende Entwicklungen im nordwestdeutschen Raum stehen. Hervorzuheben ist auch, daß der Vf. die Forschungslücken deutlich kennzeichnet. Die Zeit der Hanse 1300–1517 behandelt Peter Gabrielsson. Auch er bietet eine sehr konkrete und dichte Darstellung. Diese steht hinsichtlich vieler Entwicklungsabläufe in unmittelbarer Verbindung zu dem Beitrag seines Vorgängers. In die bewegte Zeit der Reformation und Gegenreformation führt Rainer Postel, der auf knappem Raum die typischen Vorgänge in der Reformation für Hamburg darzustellen und zu pointieren versteht. Der nächste Beitrag des Bandes unter dem Titel »Das Zeitalter der Bürgerunruhen und der großen europäischen Kriege 1618–1712«, stammt aus der Feder des Herausgebers Hans-Dieter Loose. Er zeigt in außerordentlich eindrucksvoller Weise, wie Hamburg sich in diesem Zeitraum zur nordeuropäischen Metropole entwickelt und zum Mittelpunkt der nordeuropäischen Diplomatie wird, wobei vor allem an schwedische Aktivitäten zu denken ist. Es gelingt dem Vf. in hervorragender Weise, die mannigfachen und zunächst nur schwer zu durchschauenden Vorgänge dieser Zeit zu bündeln und in einprägsamer Weise vorzustellen. Rez. hat diesen Beitrag mit großem Gewinn gelesen. Franklin Kopitzsch stellt Hamburg zwischen Hauptrezeß und Franzosenzeit 1712–1806 dar. Hamburg präsentiert sich in dieser Zeit nicht nur als Deutschlands wichtigste Hafenstadt, sondern auch zugleich als eine Stadt geistigen und kulturellen Lebens von beachtlicher Dimension und Qualität. Es ist das Verdienst des Autors, hier bisherige Fehl- und Vorurteile korrigiert und die Dinge ins rechte Licht gerückt zu haben. Gerhard Ahrens folgt mit dem Abschnitt über die Franzosenzeit bis zur Verabschiedung der neuen Verfassung von 1806 bis 1860, eine Zeit in der sich Hamburgs Aufstieg zur modernen Großstadt vollzog. Den Weg ins Deutsche Reich beschreibt Ekkehard Böhm in dem abschließenden Abschnitt des Bandes. Beide Autoren zeichnen in einprägsamer Weise die Konturen der geschichtlichen Abläufe der nunmehrigen Metropole Hamburg.

Die Arbeit enthält qualitätsvolle, jedoch leider zu wenige Illustrationen, über deren Plazierungen im Text man gelegentlich verschiedener Auffassung sein kann. Doch sicher hätte die Erfüllung dieser Wünsche eine kaum mehr zu vertretende Steigerung der Herstellungskosten des Bandes zur Folge gehabt.

Alles in allem, eine gelungene, vorbildliche, lesergerechte Stadtgeschichte Hamburgs von der Frühzeit bis 1888 in Kurzform, zu der man den Herausgeber und Autor nur beglückwünschen kann. Man wird auf den 2. Band gespannt sein dürfen!

Bremerhaven — Burchard Scheper

GERHARD HUCK / JÜRGEN REULECKE *(Hrsg.), ... und reges Leben ist überall sichtbar. Reisen im Bergischen Land um 1800. (= Bergische Forschungen. Quellen und Forschungen zur bergischen Geschichte, Kunst und Literatur, Bd. 15) Neustadt a. d. Aisch 1978, 282 S., DM 35,–*

Die Romreise des Mittelalters, die Bildungsreise des 18. und frühen 19. Jahrhunderts oder die Ökonomie-Reisen der Frühindustrialisierung haben Aufmerksamkeit in Literatur und Wissenschaft gefunden. Es sind die Reisen vor allem aus Deutschland ins Ausland, über die geschrieben worden ist, kaum aber über die Reisen in Deutschland und so gut wie gar nicht über Reiseberichte als Quelle der Regionalgeschichte. Ein Wandel zeichnete sich im Jahre 1978 ab, als nicht nur der vorliegende Band erschien, sondern zeitgleich in Salzburg »Reisen und Reisebeschreibungen im 18. und 19. Jahrhundert als Quellen der Kulturbeziehungsforschung« auf dem Programm einer internationalen Tagung standen (veröff. Berlin 1980).

Das vorliegende Werk wendet sich an den Freund der bergischen Geschichte. Im Ergebnis aber leistet es einen originären Beitrag zur deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichtsschreibung. Einführend ordnet Jürgen Reulecke die Reiseberichte über das Bergische Land in größere Zusammenhänge ein, erörtert ihre Formen, ihren Inhalt und spricht davon, daß diese Gewerbelandschaft von Reisenden um 1800 geradezu ›entdeckt‹ worden sei. Daran anschließend folgen Gerhard Hucks Überlegungen zum Reisebericht als historischer Quelle, u. a. mit Erörterungen zur Geschichte des Reisens und zur Frage von Reise und Bildung im 18. Jahrhundert. Dieses Werk hat seinen Anteil daran, daß diese methodischen und inhaltlichen Probleme seit

1978/1980 in zunehmender Breite aufgegriffen und diskutiert werden.

Der Hauptteil des Bandes gehört den ausgewählten 11 Reiseberichten verschiedener Autoren und Motivation. Zu Worte kommen Goethe (1774), ein französischer Emigrant (1792/93), Chr. Fr. Meyer (1793), J. M. Schwager (1802), J. Gruner (1802), Ph. A. Nemnich (1808), Beugnot (1810), M. Sokolnicki (1810), Fr. Perthes (1816/1829), Immermann (1836) und Th. C. Banfield (1846/47). Es spricht der Dichter oder Literat, der Emigrant oder Staatsbeamte, der Verleger, Ökonom oder Pastor. Jeder Bericht wird von den Herausgebern knapp aber sehr informativ motivsetzend eingeleitet. Die Berichtszeit spannt sich aus der Zeit der französischen Revolution bis in den Vormärz. Es entsteht das sehr sprechende Bild einer schnell wachsenden Gewerbelandschaft mit den sozialen und wirtschaftlichen Problemen, die Armut und neuer Reichtum, Handwerk und neue Manufaktur/Fabrik, traditioneller Markt und restriktive Handels-/Zollpolitik hervorbrachten. Vielerlei Auskünfte entnimmt man diesen Berichten für das Textilgewerbe, die Lebenshaltungskosten in einem ›Hochpreisgebiet‹, die Entwicklung des allgemeinen und gewerblichen Schulwesens, dem Stand von Aufklärung und sektiererischen Glaubensbewegungen. Zum Schluß folgen Begriffserläuterungen, die nicht nur einzelne Wörter, sondern auch Sachbereiche erhellen (z. B. Polizey, Verleger, Postwesen im Bergischen Land etc.).

Es ist ein gut gemachtes, wohlüberlegtes Buch, in dem die Autoren der Reiseberichte mit Hilfe der Herausgeber das Bergische Land um 1800 in einer Lebendigkeit vor uns erstehen lassen, die eine moderne Feder nur schwer hervorbringen könnte. Daß aus den Eigenarten der Gattung Reisebericht andererseits eine eingeschränkte Sichtweise folgt, eine besondere Art der Subjektivität, sei nur angedeutet. Man wünschte sich vergleichbare Bände auch für andere Regionen.

Siegen — Harald Withöft

WERNER KAYSER, *Fritz Schumacher, Architekt und Städtebauer, Eine Bibliographie, (= Arbeitshefte zur Denkmalpflege in Hamburg Nr. 5), Hans Christians Verlag, Hamburg 1984; Format 21 × 29,7; 100 S.; 74 Abb. in SW; 19,80 DM.*

»Der Architekt hat zwei Wege, sich ein Andenken zu sichern: bauen und schreiben.« So Rudolph Eberstadt 1921 in seiner Rezension zu Schumachers Buch ›Wie das Kunstwerk Hamburg nach dem Großen Brande entstand«.[1] Schumacher hatte jedoch noch mehr Wege zur Verfügung. Bereits als Gymnasiast profilierte er sich bei seinen Schulkollegen als Kenner der bildenden Kunst, schrieb vor dem Studium bereits seine erste Novelle und studierte anfangs Mathematik und Naturwissenschaften. Die Wahl des Studienortes richtete sich aus an der »Künstleratmosphäre« Münchens und erst in zweiter Linie war damit die Wahl des Studienfaches Architektur verbunden. Bekannt geworden ist er den meisten wohl als Architekt und Städtebauer: als er 1909 zum Leiter des Hochbauwesens im Hamburg berufen wurde, war er bereits ein bekannter Künstler, Architekt und seit beinahe 9 Jahren Professor an der TH Dresden. Er zählte nicht zur Moderne und doch entstand unter seiner Leitung die »Wohnstadt« Hamburg,[2] in der gegen Ende der 20er Jahre zunehmend mehr Prinzipien der Moderne verwirklicht wurden.

Seine berühmt gewordene und preisgekrönte Perspektivzeichnung des Leipziger Rathauses, die er Mitte der 90er Jahre des letzten Jahrhunderts bei Hugo Licht im Büro zeichnete, ist ganz im historischen Stil gehalten. Seine 1898/99 entstandenen 40 Monumentalentwürfe dokumentieren seine Abwendung vom historisierenden Stil hin zum – allerdings monumentalen – Jugendstil. Als Mitbegründer des Deutschen Werkbundes, 1907, war er mit ein Träger der aufkommenden Reformarchitektur, die um die Qualitäten der Architektur zeitlich vor dem Historismus und um »Sachlichkeit« bemüht war. Diese Einstellung ließ ihn wohl Hamburg gemäß erscheinen, wo Reformarchitektur und Heimatstil nahe beieinander standen. Hier sah er sich auf »vorgeschobenem Posten«. War er vorher kaum mit Staatsbauten betraut, so war er hier für diese zuständig. Er komponierte diese hervorragend in

das Stadtbild hinein und folgte gleichzeitig damit dem doch eher konservativen Architekturideal, welches in der »Heimatschutzbewegung« um Alfred Lichtwark und Paul Bröker bereits vorformuliert war. Durch dieses künstlerische Gesamtkonzept kam er (1911) auch direkt mit dem Städtebau in Berührung, nämlich im Kompetenzstreit mit dem dafür zuständigen Ingenieurwesen. Als er 1923 aus der preußischen Großstadt, Köln, zurückkehrte, wurde endlich seine lange vorbereitete Abteilung »Städtebau« eingerichtet. Er kümmerte sich sogar um Landesplanung über Hamburgs Grenzen hinaus, deren Leitlinien noch heute Grundlagen sind. Schumacher scheint mir immer auf der gemäßigt konservativen Seite des Fortschrittes gewesen zu sein und hat doch so viel in Architektur und Planung bewegt. Ein bisher kaum untersuchter Widerspruch.

Seine Bühnenbilder, Theaterinszenierungen, Dichtungen, Graphik, Design und Ex libris sind wohl weniger bekannt. Wer seine Architektur und seinen Städtebau nicht aus eigener Anschauung kennt, hat wohl vielfach über Schumachers eigene Publikationen Zugang dazu bekommen. Damit beginnt jedoch ein problematisches Kapitel, denn, so sagt Schumacher selbst 1944: »Alle diese vielen Bücher und Schriften, die ich vor 1933 habe erscheinen lassen, waren Kampfschriften…«, d. h. sie waren zweckgerichtet, »… um die vielen sozialpolitischen Ziele zu erreichen, die ich in meinem Beruf auftauchen sah.« Fischer (1977, S. 7) drückt das so aus: »manche Fragen und Ereignisse (hat Schumacher) aus didaktischen und methodischen Gründen bisweilen verkürzt und vereinfacht dargestellt.« Außerdem scheint er sehr großzügig mit den Quellen seiner Ideen umgegangen zu sein, so daß aus seinen Werken vieles originär auf ihn zurückzugehen scheint. Schumacher und sein Werk haben sich so teils bereits zu einem Mythos hochstilisiert. Auch die Sekundärliteratur bedient sich häufig seiner »Selbstinterpretationen« und kommt damit der wissenschaftlichen Aufklärung keinen Schritt näher. Dazu gibt Fischer (1977) interessante Hinweise und Kommentare (ders., S. 70 f., Anmerkung 7) und regt eine Schumacher-Bibliographie an, die Werner Kayser nun vorlegt. Diese Bibliographie erleichtert es, nun Wege zu Erklärungen, Hintergründen und historischen Kontexten zu Schumachers Arbeiten zu erschließen. Sie enthält 940 Titel Schumacherscher Publikationen und Sekundärliteratur, die über folgende Sachgruppen erschlossen werden: 0 Zur Biographie, 1 Kunst und Kulturpolitik, 2 Architektur, 3 Bauwesen/Baugestaltung, 4 Stadt- und Landesplanung, 5 Städtebau, 6 Schumacherbauten, 7 Denkmalkunst, 8 Kunstgewerbe, 9 Theater und Literatur, die jeweils weiter untergliedert sind. Drei Register erleichtern den Zugang: 1. Personenregister, 2. Titelregister und 3. ein topographisches Register, das den regionalen Bezug ermöglicht.

Eingeleitet vom Hamburger Denkmalpfleger, Manfred M. Fischer, eher etwas zu knapp, ist diese Bibliographie zur Erforschung der Architektur, Stadtplanung und Kunstgeschichte von 1890 bis 1933 und natürlich zur Schumacherforschung unerläßlich.

Aachen — Volker Roscher

Anmerkungen

[1] in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte, Bd. XXIV, Heft 2, Hamburg 1921, S. 205, cit. bei Fischer 1977, S. 7.

[2] neuerdings hervorragend dokumentiert bei Hipp, H., 1982, Wohnstadt Hamburg, Mietshäuser zwischen Inflation und Weltwirtschaftskrise (= Hamburg-Inventar, Themenreihe Band 1) Hamburg 1982.

Fischer, M. F., 1977, Fritz Schumacher, das Hamburger Stadtbild und die Denkmalpflege, (= Arbeitshefte zur Denkmalpflege in Hamburg Nr. 4), Hamburg 1977.

INHALTSVERZEICHNIS

ABHANDLUNGEN

Burkhard Hofmeister, Der Stadtbegriff des 20. Jahrhunderts aus der Sicht der Geographie . . . 197
Gerd Albers, Über den Rang des Historischen im Städtebau 214
Andrzej Tomaszewski, Denkmalpflege zwischen »Ästhetik« und Authentizität 227
Magnus Backes, Denkmalpflege – Ortsbildpflege – Umweltschutz. Oder: Das Verhängnis eines Mißverständnisses 241
Ottmar Strauss, Altstadtsanierung: Zum Beispiel Nördlingen. 249
DIE AUTOREN 271
NOTIZEN 272
KLARSTELLUNG. 275
BESPRECHUNGEN 276
Stadtgeschichte
Werner Jochmann / Hans-Dieter Loose (Hrsg.), Hamburg – Geschichte der Stadt und ihrer Bewohner, Bd. 1, hrsg. v. Hans-Dieter Loose, Von den Anfängen bis zur Reichsgründung *(B. Scheper)* 276
Regionalgeschichte
Gerhard Huck / Jürgen Reulecke (Hrsg.), ... und reges Leben ist überall sichtbar. Reisen im Bergischen Land um 1800 *(H. Witthöft)* 277
Städtebau
Werner Kayser, Fritz Schumacher, Architekt- und Städtebauer *(V. Roscher)* 278

Neuerscheinung:

Johannes Cramer/Niels Gutschow
Bauausstellungen
Eine Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts
276 Seiten mit 493 Abbildungen, davon ca. 45 in Farbe. Kart. DM 79,-
ISBN 3-17-008343-0

Vor dem Hintergrund der bevorstehenden internationalen Bauausstellung in Berlin behandelt das Buch die Geschichte der gebauten Ausstellungen in diesem Jahrhundert. Bauausstellungen haben immer bewährte Architekturtendenzen schlaglichtartig zusammengefaßt und neuen Entwicklungen zum Durchbruch verholfen. Anhand von mehr als 50 Ausstellungen werden Hintergrund, Ziele und Resultate von Bauausstellungen in ganz Europa behandelt.

wk Verlag W. Kohlhammer
Heßbrühlstr. 69 · Postfach 80 04 30 · 7 Stuttgart 80